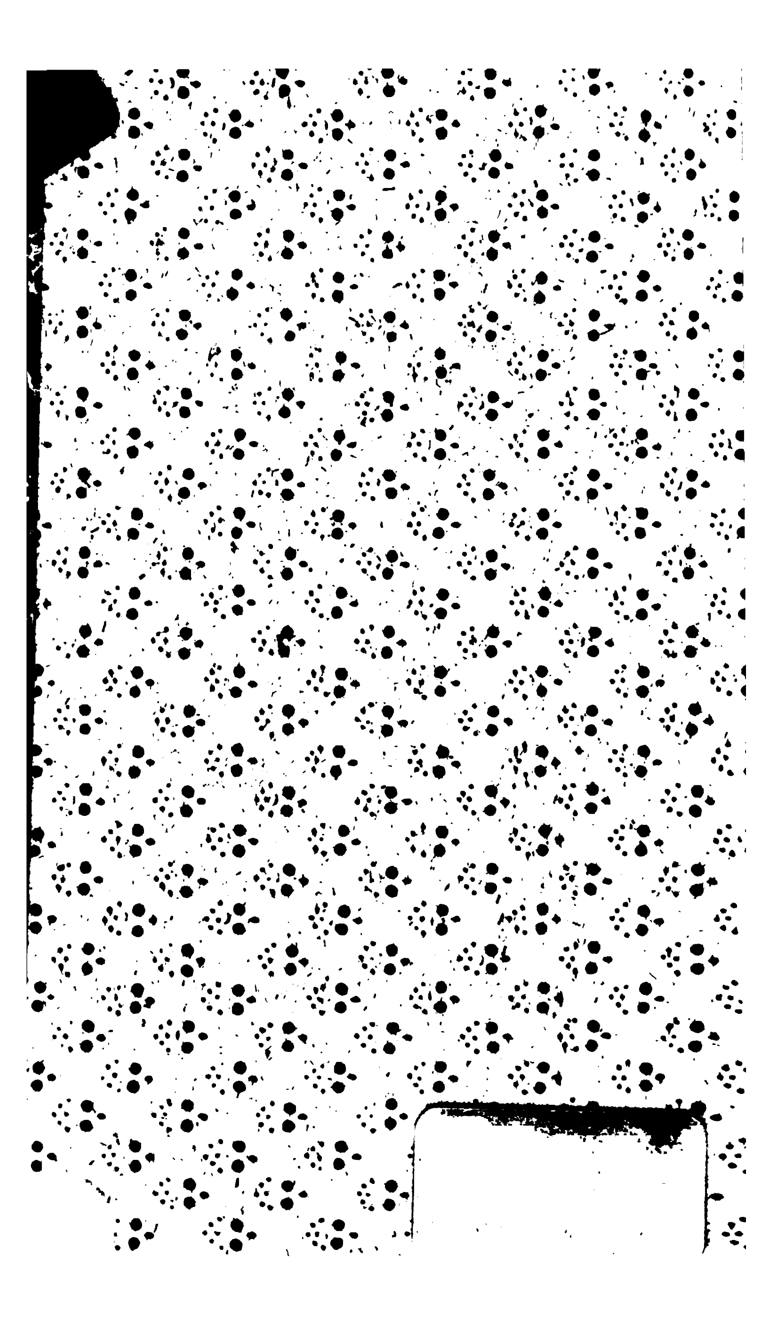
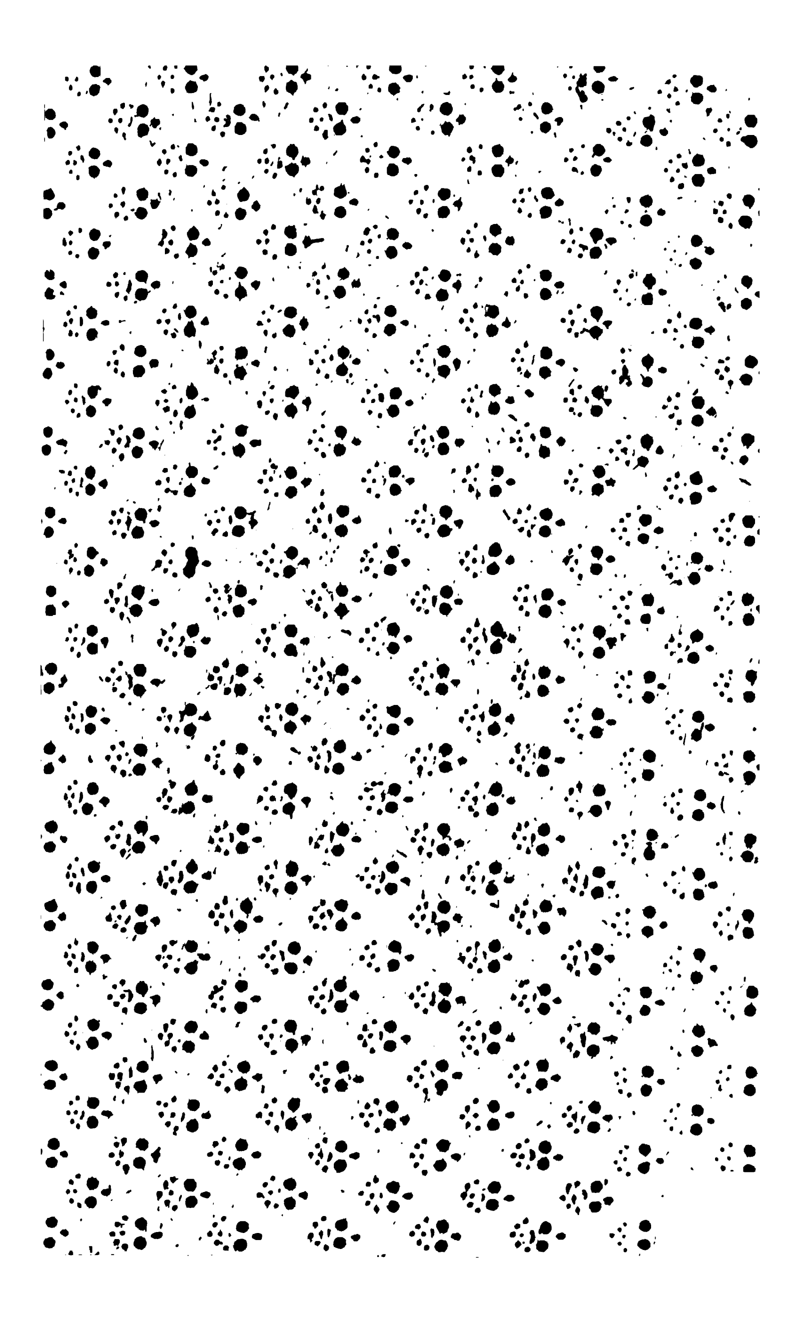








(5. J.) Nr. 700.





Die Nachbargärten.

von F. Kind.

Guirlanden.

Herausgegeben

von

W. G. Becker.

Erstes Bändchen.

Leipzig
bei Johann Friedrich Gleditsch.
1812.

Inhalt.

Guirlanden.

Strophen
an die Leser.

In Blumen spiegeln sich des Lebens Freuden,
Im frischen Laub der Hoffnung Immergrün.
Cypressen sucht das stille Herz voll Leiden,
Und achtet nicht der Rosen, die ihm blühn.

Wo schlägt das Herz, in dessen Blüthenkränze
Sich nicht ein Zweig von Trauerbirken flicht?
Die schönsten Blumen sprossen nur im Lenze,
Doch früh und spät blüht das Vergißmeinnicht.

Darum behalte jedes seine Rechte,
Und pflücke sich für seine Stimmung aus.
Der Frohe duld' im blumigen Geflechte
Auch Rosmarin bei Ros' und Veilchenstraus.

Wenn Wolken auch den Horizont umzogen,
Und jede Farbe heitern Glücks verblich,
So lehrt die Pracht am bunten Himmelsbogen,
Daß es sich nur verbarg und nicht entwich.

Denn wie die Blumen immer wieder sprießen,
Und das Gefild in neuem Schmuck erblüht,
So weckt der Wunsch, das Leben zu genießen,
Auch neue Freuden wieder im Gemüth.

Drum laßt uns Blumen in das Leben winden,
Es mag Natur, es mag sie Kunst erziehn,
Daß, wenn die einen unserm Blick entschwinden,
Die andern frisch und duftend um uns blühn.

W. G. Becker.

Die Nachbar-Gärten.

1.

Es war seit vielen Jahren kein so schöner, gesegneter Mai gewesen. Selbst durch die Rinde der Pappeln und Birken drangen saftvolle Blätter, daß die Stämme bekränzten Säulen glichen unter einer grünen, durchsichtigen Kuppel. Das Gras wallte schon in hohen Wogen der Sichel entgegen. Die Kronen der Fruchtbäume prangten mit dem frischesten Laube, mit den vollsten Büscheln angesetzter Blüten. Die Ranken des Weins am Geländer sprachen mit ringelnden Gabeln dem Gartenmesser Hohn, und selbst die zartesten Gewächse schienen sich dießmal der Obhut des Gärtners entziehen zu wollen. Sank das Auge auf die, zu gleicher Zeit blühenden und gereifte Früchte tragenden Erdbeeren, oder erhob es sich zu den sich röthenden Kirschen, so

gerieth man auf den Gedanken, der Frühling sei endlich der kleinlichen Vorwürfe müde worden, und wolle, gleich dem kenntnißreichen Dichter, zeigen, er könne nicht blos das Schöne, sondern so gut, als der, Speicher und Obstkammer füllende Herbst, auch das Nützliche liefern.

„Du magst heuer einen schönen Groschen in die Sparbüchse stecken!“ — sagte eines Abends das freundliche Mariechen zum Bruder Ludwig, und sprengte, auf die Antwort lauernd, den künstlichen Regen in fast gar zu reichlichem Maas auf die schmachtenden Blumenkohlpflanzen.

„Ei nun!“ — erwiederte der Bruder, indem er den Fuß auf dem eingesetzten Spaden ruhen ließ — „Den Johannistermin kann ich blos vom Spargel bezahlen; Blumenkram, junge Schoten und Bohnen, auch der Salat, fällt in meine Tasche. Aber die Sparbüchse kann drum bald recht federleicht werden!“ — Er brach ab, und fuhr eifriger fort zu graben.

Mariechen hatte schon längst insgeheim gewisse Vermuthungen gehabt, aber heute wollte sie der Sache ganz auf den Grund kommen.

„Gestern hast du doch einmal einen recht albernen Streich gemacht!“ — fing sie bald wieder an, nahm das Strohhütchen ab, als würde es ihr zu heiß, und sah mit den lebhaften braunen Augen dem Bruder starr ins Gesicht — „Hahaha! Ich muß noch lachen, wenn ich daran denke!“

„Was hast du wieder einmal?“ — versetzte Ludwig halb verdrüßlich — „Ich? einen albernen Streich? wenn denn?“

„Als du der Jungfer — je, verwünscht! wie heißt sie denn gleich? Daß ich auch den Namen nicht merken kann!“ —

„Nun, wer den Namen nicht merken kann! — Du meinst doch wol die Jungfer Thalmannin? —“

„Getroffen! — Also, als du der Jungfer Thalmannin zu der herrlichen Orangerie und

dem italiänischen Jasmin, zu den schönsten ausländischen Blüten — wie konntest du's nur übers Herz bringen, alle deine Lieblinge abzuschneiden? — die größte, vollste Päonie bandest! Das gute Mädchen that mir ordentlich leid. Ich glaube gewiß, sie hätte deinen Straus vorgesteckt; sie hielt ihn schon einigemal, wenn du wegsahest, vor die Brust — gerade vors Herzchen, wie's auch jetzt Mode ist —"

„Ist das wahr?"

„Wahr und wahrhaftig! Aber — die mächtige, blutrothe Plumage konnte sie doch ums Himmels willen nicht am Halstuche tragen —"

„Du hast Recht und auch nicht. Jede Sache hat zwei Seiten, und ich — habe dir bei alledem einen feinen Gedanken gehabt!"

„Ei! laß hören —"

„Sieh, Mariechen! alle Blumen, auch die schönsten, verwelken gar bald, wie das menschliche Leben. — Hast Du das nicht letzthin in der Predigt von unserm lieben Magister

Silber gehört? — Auch die Päonie wird es!“

„Das kann ich begreifen. —“

„Wenn nun aber ihre dunkeln Blätter ausfallen, so kommt ein weißes Taubenpärchen zum Vorschein — und — ein weißes Taubenpärchen ist das Bild“ — Er stockte.

„Ein weißes Taubenpärchen ist das Bild?“ — wiederholte Mariechen schelmisch — „ist das Bild — nun, das Bild —?

„Laß mich zufrieden!“ — antwortete Ludwig — „und mach' Anstalt zum Abendbrod! Die Sonne ist unter!“

Er schwang Spaden und Harken auf die Schulter und lief fort. Mariechen, ihren Strohhut in der einen, die Gießkanne in der andern Hand, trillerte, mit dem Kopf dazu nickend, das Liedchen von den zwei Turteltauben, und folgte ihm fröhlich nach.

2.

Hannchen Thalmann war denn auch in der That ein so frommes, stilles Geschöpf-

chen, daß sie mit einer so prahlenden Blume, kam diese auch aus der Hand des jungen hübschen Pachtgärtners, unmöglich das schneeweiße Corset schmücken, geschweige denn gar, einen solchen Hochzeitbitterstraus am Busen, zwei Schritte über die Gasse gehen konnte. Ihre Mutter war vor einigen Jahren gestorben; ihr Vater hatte früher ein Brauhaus in der Stadt besessen, dieses aber vor kurzem, um sein Leben in Ruhe zu beschließen, gegen ein, in der Vorstadt, dicht neben Ludwigs Pacht-Garten gelegenes Grundstück vertauscht. Hier lebte er mit einer alten Haushälterin in großer Beschränktheit, was die Nachbarn theils seinem Geize, theils seiner Andächtelei zuschrieben, und vermied jeden, auch den mäßigsten Aufwand, außer den, welchen die einzige Tochter erfoderte. Diese ließ er, ohne dabei zu knausern, in allen weiblichen Kunstfertigkeiten unterrichten, und schien sich im Stillen ordentlich daran zu weiden, wenn Hannchens nette und

seine Kleidung mit seinem eignen altmodischen, abgeschabten Röcklein recht auffallend abstach.

3.

Schon in den ersten Lenztagen hatte Ludwig nicht ohne stilles Vergnügen die hübsche Nachbarstochter, strickend oder mit anderer feiner Arbeit beschäftigt, im Lusthause erblickt, und auf seinen freundlichen Gruß einen eben so freundlichen Dank erhalten. Bald darauf trat sie zuweilen auf eine Bank an der Gartenmauer, wenn Mariechen in der Nähe arbeitete, und fragte diese nach den Eigenschaften oder dem Gedeihen der Pflanzen und Stauden. Zuletzt kam sie gar gewöhnlich des Sonnabends auf ein Augenblickchen in Ludwigs Garten, um, weil der ihrige blos ein Baum- und Grasgarten war, allerlei Blumen, wie sie eben die Jahreszeit gab, einzukaufen, womit sie jedesmal zum Sonntage ihr Stübchen aufputzte.

Bei diesem Sonnabendhandel, wobei freilich Ludwig nicht reich werden konnte, hatte

chen, daß sie mit einer so prahlenden Blume, kam diese auch aus der Hand des jungen hübschen Pachtgärtners, unmöglich das schneeweiße Corset schmücken, geschweige denn gar, einen solchen Hochzeitbitterstraus am Busen, zwei Schritte über die Gasse gehen konnte. Ihre Mutter war vor einigen Jahren gestorben; ihr Vater hatte früher ein Brauhaus in der Stadt besessen, dieses aber vor kurzem, um sein Leben in Ruhe zu beschließen, gegen ein, in der Vorstadt, dicht neben Ludwigs Pacht-Garten gelegenes Grundstück vertauscht. Hier lebte er mit einer alten Haushälterin in großer Beschränktheit, was die Nachbarn theils seinem Geize, theils seiner Andächtelei zuschrieben, und vermied jeden, auch den mäßigsten Aufwand, außer den, welchen die einzige Tochter erfoderte. Diese ließ er, ohne dabei zu knausern, in allen weiblichen Kunstfertigkeiten unterrichten, und schien sich im Stillen ordentlich daran zu weiden, wenn Hannchens nette und

seine Kleidung mit seinem eignen altmodischen, abgeschabten Röcklein recht auffallend abstach.

3.

Schon in den ersten Lenztagen hatte Ludwig nicht ohne stilles Vergnügen die hübsche Nachbarstochter, strickend oder mit anderer feiner Arbeit beschäftigt, im Lusthause erblickt, und auf seinen freundlichen Gruß einen eben so freundlichen Dank erhalten. Bald darauf trat sie zuweilen auf eine Bank an der Gartenmauer, wenn Mariechen in der Nähe arbeitete, und fragte diese nach den Eigenschaften oder dem Gedeihen der Pflanzen und Stauden. Zuletzt kam sie gar gewöhnlich des Sonnabends auf ein Augenblickchen in Ludwigs Garten, um, weil der ihrige blos ein Baum- und Grasgarten war, allerlei Blumen, wie sie eben die Jahreszeit gab, einzukaufen, womit sie jedesmal zum Sonntage ihr Stäbchen aufputzte.

Bei diesem Sonnabendshandel, wobei freilich Ludwig nicht reich werden konnte, hatte

gerieth man auf den Gedanken, der Frühling sei endlich der kleinlichen Vorwürfe müde worden, und wolle, gleich dem kenntnißreichen Dichter, zeigen, er könne nicht blos das Schöne, sondern so gut, als der, Speicher und Obstkammer füllende Herbst, auch das Nützliche liefern.

„Du magst heuer einen schönen Groschen in die Sparbüchse stecken!“ — sagte eines Abends das freundliche Mariechen zum Bruder Ludwig, und sprengte, auf die Antwort lauernd, den künstlichen Regen in fast gar zu reichlichem Maas auf die schmachtenden Blumenkohlpflanzen.

„Ei nun!“ — erwiederte der Bruder, indem er den Fuß auf dem eingesetzten Spaden ruhen ließ — „Den Johannistermin kann ich blos vom Spargel bezahlen; Blumenkram, junge Schoten und Bohnen, auch der Salat, fällt in meine Tasche. Aber die Sparbüchse kann drum bald recht federleicht werden!“ — Er brach ab, und fuhr eifriger fort zu graben.

Mariechen hatte schon längst insgeheim gewisse Vermuthungen gehabt, aber heute wollte sie der Sache ganz auf den Grund kommen.

„Gestern hast du doch einmal einen recht albernen Streich gemacht!“ — fing sie bald wieder an, nahm das Strohhütchen ab, als würde es ihr zu heiß, und sah mit den lebhaften braunen Augen dem Bruder starr ins Gesicht — „Hahaha! Ich muß noch lachen, wenn ich daran denke!“

„Was hast du wieder einmal?“ — versetzte Ludwig halb verdrüßlich — „Ich? einen albernen Streich? wenn denn?“

„Als du der Jungfer — je, verwünscht! wie heißt sie denn gleich? Daß ich auch den Namen nicht merken kann!“ —

„Nun, wer den Namen nicht merken kann! — Du meinst doch wol die Jungfer Thalmannin? —“

„Getroffen! — Also, als du der Jungfer Thalmannin zu der herrlichen Orangerie und

gel, begleitete sie bis vor die Vorhausthür, und gab ihr, nebst einem Gruße an den Bruder, einen Kuß, ohne Zweifel blos für sie selbst, zum Abschiede.

Dieser günstige Erfolg hätte in der Regel Mariechen sehr froh machen müssen; allein sie kam dessen ungeachtet mit schwerem Herzen nach Hause. Gleich der Eintritt in Hannchens Wohnung, wo alle Geräthschaften, zwar nicht von eitler Prachtsucht, wohl aber von einer gewissen gediegenen Wohlhabenheit zeugten, hatte sie nicht wenig beklommen gemacht; der Ernst und das mürrische Wesen des hagern Thalmanns ließen sie auch späterhin nicht recht unbefangen seyn, und erst, da ihr Hannchen an der Treppe um den Hals fiel, schöpfte sie wieder frischen Athem. So wenig sie sich ihre Aengstlichkeit deutlich zu erklären wußte, so sehr ahnete sie es doch nun, Hannchen sei zwar nicht zu hübsch, doch vielleicht zu reich für den Bruder, und mußte sich recht zusammen nehmen, um seine

ungeduldigen Fragen heiter scheinend zu beantworten und von ihrer geheimen Besorgniß nichts zu verrathen.

Ludwig wurde durch den Bericht über ihren Empfang im Thalmannischen Hause zur lautesten Freude gestimmt, und, da Hannchen am folgenden Sonnabende nicht ausblieb, vielmehr gegen Mariechen immer zärtlicher, gegen Ludwig immer gutmüthiger wurde, so fing Mariechen allgemach auch an, sich über ihre zu weit gehende Kleingläubigkeit ein wenig zu ärgern.

5.

Auf diese Weise war dem artigen Kleeblatt der Sommer leicht und schnell vergangen, und Ludwigs Sparcasse hatte sich so angefüllt, daß er, nach seiner Meinung nun ernstlich an den Heirathsantrag denken konnte. Nach nochmals mit seiner, insgeheim wieder zaghaft werdenden Schwester gepflogener Ueberlegung, nahm er, um alles nach alter Sitte anzufangen, zu sei-

nem Pathen, dem Zimmer- und Viertelsmeister Berndt, seine Zuflucht, offenbarte diesem seine Gesinnung und bat, beim alten Thalmann ein gutes Wort einzulegen.

Aber so bereitwillig der wackere Berndt gegen jedermann war, und so liebreich er sich immer gegen Ludwig gezeigt hatte, so wollte er doch mit dieser Angelegenheit, und überhaupt mit Thalmann, nichts zu schaffen haben. „Die Liebe hat dich verblendet, Pathe Ludwig!“ — sagte er kopfschüttelnd — „daß du so hoch hinaus denkst. Das Mädel, das glaube ich wohl, kann ein Auge auf dich haben. Du bist auch ein ehrlicher, fleißiger Pursch, und sollst noch nach meinem Tode erfahren, daß ich's mit dir immer gut gemeint habe. Aber, was ist dein Weniges für den alten Thalmann und die reiche Erbin? Mir soll er mit seinen [illegible] über schlechte Zeiten nicht kommen! Ich lasse mir nicht ein X für ein U machen; wer weiß, wie er zu dem Mammon gekommen ist! Kein

Pathe Ludwig, ich bin zu alt, um mir muthwillig eine lange Nase zu holen, und, wenn du klug bist, so ersparst du dir einen Korb!“

Das war nun freilich kein sonderlicher Trost für den verliebten Gärtner. Er ging viele Tage herum, wie vor den Kopf geschlagen, und Mariechen, die erst kleinmüthiger gewesen, als er, übernahm nun die Rolle der Herzhaften.

„Ei was da?“ — sagte sie endlich zu Ludwig. — „Der Pathe Berndt ist zuweilen wunderlich, und ich habe immer gehört: Selber ist der Mann! Schickte es sich für mich, so machte ich wieder einen Gang, wie den am Geburtstage; aber dießmal mußt du schon selbst gehen! Auch zeigt sich hiezu die beste Gelegenheit, weil der Alte sich seit einigen Tagen nicht wohl befindet. Hannchen war gestern recht traurig; es ist aber nur ein Husten. Wir haben da die große Ananas, die gewiß ihres Gleichen sucht. Ich will dir ein Obstkörbchen anputzen mit Pfirschen und Birnen und Weintrauben, daß es

eine Lust, nur zu sehen, seyn soll, und die Ananas stellst du dann mitten hinein. Das wird ein Geschenk, dessen sich kein kranker Fürst schämen dürfte! Du ziehst auf den Sonntag den neuen Rock an; ein hübsches Manchettenhemd will ich dir auch brechen, und so gehst du nach der Vesperpredigt hinüber. Ich dächte, du sprächst, die Birnen gehörten eigentlich so sein, weil die Zweige so weit in seinen Garten hinüber hängen. Das weitere wird sich wol finden!“

6.

Mit solchem Herzklopfen hatte Ludwig noch nie Pfirschen abgenommen, Birnen gebrochen und Weintrauben geschnitten, als am Morgen des nächsten Sonntags. Doch es mußte nun einmal in den sauern Apfel gebissen werden; also trat Ludwig, nachdem er sich wohl überlegt, was er sagen oder nicht sagen müsse, im schönsten Sonntagsstaate, das mit Astern gekrönte Weidenkörbchen am Arme, seine Wallfahrt an.

Mit zitternden Fingern, immer noch unentschlossen, solle er es wagen oder nicht, klopfte er an. Es dauerte eine ziemliche Weile, ehe die Himmelsthür aufgethan ward. Endlich öffnete eine Magd und brachte ihn, da er seinen Wunsch, dem Herrn etwas zu überbringen, kund gethan, mit leisen Schritten in ein Seitenzimmer.

Hatte es ihm schon vorher geschienen, als komme er schwerlich zur rechten Zeit, so ward ihm noch enger ums Herz, als er beim Eintreten in das durch herabgelassene Gardinen verdunkelte Stübchen einen bejahrten Herrn in schwarzer Tracht gewahr wurde.

„Was willst du hier, mein Sohn?“ — rief ihm, aus dem Lehnstuhl mühsam aufstehend, der schwarze Herr zu, in welchem er, nicht ohne wehmüthige Freude, den alten Diaconus Silber, seinen eignen Beichtiger, erkannte.

Ludwig wußte nicht recht, sollte er dessen Hierseyn für ein gutes oder für ein böses An-

zeichen halten; gut, weil ihm der ehrwürdige Diener des Herrn immer mit väterlicher Güte begegnet war; böse, weil dessen Gegenwart auf Verschlimmerung von Thalmanns Krankheit deutete. Er stammelte etwas hervor, daß er von Thalmanns Uebelbefinden gehört habe, daß er, um wenigstens das Auge des Kranken zu laben, etwas von dem eignen Zuwachs überbringe; aber seine Stimme stockte zu sehr, seine Wange röthete sich zu lebhaft, als daß die Menschenkenntniß des erfahrnen Seelsorgers das übrige nicht errathen hätte.

„Ist es blos gute, christliche Gesinnung und getreue Nachbarschaft, mein Sohn, was dich hieher geführt hat,“ — fragte der Geistliche — „oder trieb dich noch eine andere, hoffentlich nicht sträfliche Nebenabsicht?“

Der ehrliche Gärtnerpursch glühte im ganzen Gesicht, und war viel zu ehrlich, um das erstere im Angesicht seines Beichtvaters keck bejahen zu können. Er gab furchtsam, mit fast

mädchenhafter Blödigkeit, zu verstehen, daß er Hennchen zu oft gesehen habe, um sie nicht noch öfter, um sie nicht immer, sehen zu wollen.

„Das ist nichts unrechtes," — erwiederte, ihn aufrichtend, der Geistliche — „aber jetzt will sich davon nicht sprechen lassen! Laß deine Gabe nur hier! Wenn ich den Kranken mit geistlichem Trost erquickt habe, soll der Anblick dieser leiblichen Gaben Gottes und die Nachricht von deiner nachbarlichen Theilnahme sein Auge und Herz erfreuen! Uebrigens stelle dein Anliegen dem Herrn anheim; er wirds wohl machen, wenn es seine Weisheit für gut findet!"

7.

So hatte denn Ludwig zwar eine Art von Examen überstanden, nur noch nicht das rechte. Auf einer Seite war es ihm lieb, dießmal so leichten Kaufs davon gekommen zu seyn; auf der andern aber dachte er wieder mit Furcht und Zittern daran, daß er nun noch einmal ins

Feuer müsse. Mariechen tröstete ihn hierüber, und führte ihm zu Gemüthe, daß der alte gute Herr, auch wenn man ihn nicht darum bitte, wie er freilich hätte thun können, sich seiner Beichtkinder in allen Leibes- und Seelennöthen väterlich annehme, und, da Ludwig dieß auch wußte, so ertrug er fast vier Wochen lang, ungeachtet jetzt Hannchen des Sonnabends ausblieb, sein Schicksal geduldig.

Nach Verfluß eines Monats hatte sich Thalmann wieder völlig erholt, und sendete ihm aus Erkenntlichkeit ein schön eingebundenes Gesangbuch mit silbernem Schlosse. Er hatte von Hannchen, die darin für eine Meisterin gelten konnte, einen frommen Spruch vorn hineinschreiben lassen, und Ludwigs Freude wär gewiß ohne Gränzen gewesen, hätte ihm Hannchen selbst, und nicht blos die alte Haushälterin, das Geschenk überbracht.

Seine bald steigende, bald sinkende Hofnung wurde noch mehr gespannt, als der alte Geist-

liche ihn kurz darauf zu sich beschied, und ihm, ohne etwas weiteres zu äußern, des alten Thalmanns Wunsch hinterbrachte, mit ihm selbst zu sprechen.

Ludwig, eine Centnerlast auf der Seele, stellte sich pünktlich ein, und wurde von dem Alten nach seiner Art gütig genug aufgenommen. „Junger Freund!“ — sagte Thalmann nach einem kurzen Eingange — „ich halte seinen Freiwerber in hohen Ehren, und auch Er ist mir, seitdem ich sein Thun und Treiben beobachtet, lieb und werth geworden. Er erwirbt sich sein Brod redlich im Schweiß seines Angesichts, arbeitet selbst mit, und geht nicht, wie ein großer Herr, mit der langen Pfeife bei seinen Tagelöhnern auf und ab; seine Schwester steht ihm treulich bei, daß meine Tochter dieß nicht genug rühmen kann. Darum will ich ihm, ob ich gleich nicht so reich bin, als mich die Leute ausschreien, wenn er dessen heute oder morgen benöthigt, mit einer kleinen Hülfe nach-

barlich beispringen; — da, nehm' er meine Hand darauf; ich traue sonst niemand, aber sein ehrliches Gesicht gilt mir mehr, als Brief und Siegel — aber den Gedanken an meine Tochter gebe er auf! Bete und arbeite er fleißig, so wird er schon eine arbeitsame Gärtnersfrau finden! Dieß habe ich ihm selbst sagen wollen, um ihn und den theuern Gottesmann nicht zu kränken, und hoffe, er wird meine gute Meinung nicht verkennen!“

Mit diesen Worten drängte er Ludwigen nach der Thür, und dieser, der sich kaum des Weinens enthalten konnte, nahm, ohne ein Wort zu sagen, seinen Abschied.

8.

Mariechen, die dem Bruder bei seiner Heimkehr den Ausgang des Besuchs am Gesichte ansah, war, da sie alles wiedererfahren, auf den alten Thalmann nicht wenig erbittert, stellte sich aber doch, als gebe sie nicht alle Hofnung

auf. Es vergingen einige Wochen, ohne daß Hannchen, wie sonst gewöhnlich, in ihren eigenen, noch weniger in Ludwigs Garten kam, und dieser brachte mit um so düsterer Stimmung seine Kübel und Aesche ins Gewächshaus, weil gerade um diese Zeit die Nachricht von einer verlornen Schlacht und der schnellen Annäherung des feindlichen Heers die Bewohner der Hütten, wie die der Paläste, in die heftigste Unruhe setzte.

Bei der Panischen Furcht, die durch mancherlei übertriebene Nachrichten aus der Ferne sich von Tage zu Tage vergrößerte, schien niemand beängstigter, als der alte Thalmann. Bald räumte er seine besten Habseligkeiten in die Stadt, bald wieder heraus in die Vorstadt; bald sollte Hannchen auf dem Boden, bald im Keller sich verstecken; heute bestellte er Pferde, um bei der nächsten schlimmen Nachricht zu entfliehen, und morgen sagte er sie wieder ab, weil man

ihm sagte, in verlassenen Häusern werde am schlimmsten gewirthschaftet.

So überfiel ihn die wirkliche Ankunft des Feindes, wie ein Dieb in der Nacht, und es blieb ihm in seiner Herzensangst nichts übrig, als durch große Geschenke die Befreiung von der Einquartierung zu erkaufen. Sogar zu seinem lieben Nachbar Ludwig, wie er ihn jetzt nannte, kam er gelaufen, das erste Mal, daß er dessen Schwelle betrat, um ihm ein Gleiches anzurathen, und auf diese Weise selbst einer gefürchteten Nachbarschaft überhoben zu werden.

9.

Ludwig war theils zu arm und in dergleichen Geschäften zu wenig geübt, theils auch zu muthig, um diesen Rath zu befolgen. Auch zeigte es sich bald, daß der Schrecken alles vergrößert hatte. Die fremden Krieger, die man wer weiß wie wild und zügellos geschildert hatte, betrugen sich, sobald man sie gehörig be-

handelte, im Ganzen genommen nicht blos anständig, sondern sogar gefällig, und das flinke Mariechen, die sich, unter der Obhut des rüstigen Bruders, mit Leichtigkeit, aber auch mit der Würde der Unschuld, in die Sache zu finden wußte, fand nicht nur bei ihrer Arbeit im Garten oft sehr fleißige Gehülfen, sondern sogar Obsthüther gegen die eignen Kameraden.

Eines Tags, da sie auf dem, jetzt wieder ganz ungestörten Markte feil hielt, kam ein Sergeant, und kaufte von ihr das schönste Obst, das zu haben war, wie er sagte, für die Kinder seines Wirths.

Er schien fast an der Verkäuferin noch mehr Gefallen zu finden, als an ihrer Waare, sagte ihr einige Artigkeiten, und erbat sich zuletzt einige Blumen. Mariechen suchte nicht die schlechtesten aus, und hörte ihm mit so großem Gefallen zu, daß sie das Bastfädchen, womit sie das Sträuschen band, weit länger, als nöthig, zwischen den Rosenlippen behielt. Noch da der

galante Soldat fort war, konnte er sich nicht enthalten, mehreremal nach dem Gärtnermädchen zurück zu schauen. Es lag etwas in seinen dunkeln Augen und in seinem ganzen kriegerischen Anstande, das Mariechen in einige Unruhe versetzte. Sie war unschuldig genug, ihrer Nachbarin zu sagen: „Es sind doch schöne Leute, die fremden Soldaten!“

10.

Mariechen erzählte bei ihrer Heimkunft auch dem Bruder von ihrem sie erfreuenden Verkauf, und setzte sich dann, da es erst zu dämmern anfing, mit ihrem Spinnrad an die Hausthür. Noch hätte sie nicht lange gesponnen, als ein Soldat im Mantel, sich, wie es schien, überall umsehend, um die Ecke beugte. Sie wollte ins Haus gehen, erkannte mit einigem Schreck den heutigen Abkäufer, und wäre nun doppelt gern entschlüpft, hätte der artige Fremdling sie nicht schon angeredet.

„Sie wohnen in diesem Hause, liebes Mädchen!“ — fragte er freundlich — „Wer wohnt hier daneben?“

Mariechen nannte Thalmanns, und der Fremde besah sich das Haus. Dann fuhr er zu fragen fort, ob auch in Ihrem Hause Einquartirung liege? Da sie bejahete, wollte er nachsehen, wie die Leute sich aufführten, und freute sich sehr, zu hören, daß Wirth und Gäste mit einander zufrieden waren. Dessen ungeachtet kam er, wie er versicherte, blos, um zu visitiren, am folgenden Abende nochmals, und wiederholte von nun an seinen Besuch so öfters, daß nach und nach zwischen ihm und den Wagnerischen Geschwistern eine Art freundschaftlichen Verhältnisses entstand, und als La Riviere — so nannte sich der Sergeant — mit seinem Regiment weiter marschirte, der Abschied, wenigstens weiblicher Seits, nicht ganz ohne Thränen ablief.

11.

In kurzem war die Stadt ganz von Truppen verlassen. Die Geschwister erhielten von ihrem kriegerischen Freunde dann und wann einen Brief, was ihnen immer einen Festtag gewährte. Und kaum kündigte die Schwalbe den Frühling an, als in dessen Gefolge auch der Friede, unter den Fittigen des Friedens auch die wöchentliche Blumenkunde zurückkehrte. Am Sonnabende vor dem Dankfeste schlüpfte sie zum erstenmale wieder herüber, um für diesen frohen Tag einen ganzen Korb Blumen einzukaufen. —

„Willst du nicht ein wenig mit mir graben?“ — fragte Ludwig am Sonntagsabend das noch schön gepützte Schwesterchen.

„Heute? das würde sich schicken?“ — meinte Mariechen.

„Ich weiß doch gewiß, daß du's thust“ — versetzte der Bruder — wenn ich dir ein Ge-

heimniß entdecke, das ich dir bis jetzt, um dich nicht zu beunruhigen, verschwieg. Du weißt doch noch, wie, ehe die Feinde kamen, alles in Furcht war, und selbst die Herzhaftesten ihre besten Sachen insgeheim auf die Seite schafften. Die Aengstlichkeit des alten Thalmanns, der wie ein gequälter Geist unruhig hin und her lief, steckte mich an, und ich faßte den Entschluß, unser sauer erspartes Bischen auch zu verscharren. Nach langem Ueberlegen, wohin? schien mir dort die Ecke an der Mauer hiezu am schicklichsten. Du besinnst dich wol noch, daß ich einmal, da du früh heimkamst, zu deiner Verwunderung einen jungen Holunderstrauch dort angepflanzt hatte?"

„Kurz und gut, in jener Nacht, da ich dich beschwatzte, bei der kranken Base zu bleiben, hatte ich unter mancherlei Vorwand schon bei Zeiten auch die Gartenarbeiter fortgeschickt. Ich schlich mich, das Geld in einigen Blumenäschen, bei Dunkelwerden in den Garten, und

fing eifrig zu graben an. Aber kaum hatte ich ein schräges Loch unter die Mauer gearbeitet; als die Erde ganz locker wurde, und, ehe ich die Ursache noch untersuchen konnte, ein schwerer Geldsack zu mir herüber purzelte. Ich erschrack, mußte aber auch lachen. Es fiel mir im Augenblick ein, daß ich vorher einigemal des Abends den alten Thalmann in diesem Winkel bemerkt hatte, und es ist mir daher noch jetzt wahrscheinlich, daß der vergrabene Schatz dem Herrn Nachbar gehören möge. Was war zu thun? Die Zeit war kurz; der Feind, wie es hieß, konnte schon am morgenden Tage da seyn! Ich besann mich nicht lange, nahm ein Blumenbretchen, schrieb mit schwarzer Farbe die Worte: getreue Nachbarschaft, darauf, und vergrub nun bei dem großen eisernen Kasten und den Geld-Säcken meine zwei Blumentöpfe. Nun, da uns Gott den lieben Frieden geschenkt hat, können wirs schon wieder herausholen, und ich bin neugierig, ob der an-

dere Gräber seinen Schatz noch dort liegen, oder schon wieder abgeholt haben wird?“

12.

Mariechen fand Ludwigs Einfall, den er für sehr gescheut zu halten schien, nicht so ganz der Vorsicht gemäß. „Du kannst ja nicht wissen,“ — sagte sie — „ob der Schatz wirklich Thalmann gehört, und gesetzt, daß der Eigenthümer, wer es auch sei, weniger ehrlich wäre, als du — warlich! mir wird angst und bange, wenn ich an die Möglichkeit denke, daß unser bischen Armuth vielleicht auf und davon ist!“

Sie band geschwind die Gartenschürze über das gute Kleid, und half Ludwigen, der nach gerade ganz kleinlaut worden war, auf das eifrigste. Bald war der, das Geheimniß schützende Hollunderstrauch wieder ausgehoben, und ein tüchtiges Loch an der Mauer gewühlt.

„Da siehst du's nun, Schwester!“ — jauchzte Ludwig auf, da die Blumentöpfe zum Vor-

schein kamen — „man muß nicht so mißtrauisch seyn! Richtig! der andere Mammon ist weiter gerückt, aber hier ist das unsrige, wie ich's hergesetzt habe, und der Herr College hat gar ein Bret auf die Aesche gedeckt!“

Mariechen hob hurtig das Bret auf, und siehe, es waren mit Kreide die Worte darauf geschrieben: „Gegen diesen meinen Solawechsel zahle ich auf Sicht an den ehrlichen und verschwiegenen Freund die Summe von Hundert Thalern. Den Werth erhalten.

Christoph Thalmann.“

„Das läßt sich hören!“ — fing Mariechen freudig an — „Die Leute heißen den Alten einen Filz, und ich bin ihm auch nicht sonderlich grün, denn er sieht immer aus, wie das böse Gewissen; aber er mag bei alledem sehen, mit wem er zu thun hat! Wär' ich an deiner Stelle, so ging ich morgenden Tages mit dem Brete hinüber, und —“

„Ja,“ — versetzte der Bruder, — „das

würde ich auch thun, wenn er mir statt der hundert Thaler sein Hannchen geben wollte; da müßte ich wol ein Auge zudrücken; aber so — nein! bezahlen lass' ich mir die Ehrlichkeit nicht!"

13.

Indem das Geschwisterpaar über Nehmen oder Nichtnehmen noch mit einander stritt, schellte es an der Hausthür, und Mariechen erstaunte nicht wenig, als sie öfnete und den Herrn Beichtvater hereintreten sah. Sie eilte, das Vortuch abzubinden, sich am Gartenbrunnen die Hände ein wenig zu waschen und den Herrn Diaconus in das Stübchen zu nöthigen; allein dieser wollte lieber im Garten spazieren, und machte, da er Ludwig noch beim Zuwerfen traf und die beiden Aesche mit Gelde sah, recht große, aber auch recht freundliche Augen.

„Seid ruhig, Kinder!" — sagte er — „Gott selbst hat es so gewollt, daß ich gleich so-

hen soll, ich komme an die rechten Leute. Der alte Thalmann, der für das Geschenk des lieben Friedens dankbarer gegen Gott ist, als tausend Andere, und auch gegen das Armuth sich sehr mildthätig erwiesen hat, kann nicht ruhen, bis er sich auch mit euch abgefunden. Ihr wißt es so gut, wie ich, daß ihr neben seinem Schatze das Eurige vergraben und bei dieser Gelegenheit seine Kisten und Kasten gefunden habt. Nun ist Thalmann während des Kriegs, ob er gleich von eurer Entdeckung nichts gewußt, Tag und Nacht in schweren Aengsten gewesen, und seine Besorgniß hat sich noch um ein großes vermehrt, weil er unter der Hand erfahren, es habe sich bei euch und auch bei mehreren Nachbarn einigemal ein fremder Herr Soldat angelegentlich nach ihm erkundigt. Desto mehr hat es ihn betroffen gemacht, als er das Eurige erblickt und erfahren hat, daß ihr von Allem gewußt und doch reinen Mund gehalten, und er hält sich in seinem Gewissen für verpflichtet,

eure Redlichkeit durch ein kleines Geschenk zu belohnen. Nur, weil er doch nicht ganz gewiß war, ob ihr, oder vielleicht jemand Anders die Geldtäsche vergraben habe, was ich nun als Augenzeuge bestätigen kann, hat er mich gebeten, euch ein wenig auszuforschen. Das ist aber nun nicht weiter nöthig, und so nehmt in Gottes Namen den unvermutheten Segen —"

Der Geistliche holte bei diesen Worten eine ziemlich schwere Geldrolle aus der Tasche, und erstaunte nicht wenig, als Ludwig fast weinend die Annahme verweigerte.

„Nein, nein, Ihr Hochehrwürden" — sagte der ehrliche Pursche — „ich danke dem Herrn Nachbar für sein gutes Gemüth, aber ich kann dafür kein Geld nehmen! Ja, wäre es Gottes Wille gewesen, daß meine guten Absichten auf Hannchen in Erfüllung hätten gehen können —"

„Still! — fiel Mariechen ein —" dort raschelte es an der Mauer! „Der Geistliche und Ludwig sahen hin, und erblickten Hann-

chen, die ein Schnupftuch vor die Augen hielt und schluchzend davon eilte.

14.

Der Geistliche konnte Ludwigs Denkungsart nicht mißbilligen, und suchte bei Zurückgabe des empfangenen Geldes auch Thalmann, den die abschlägliche Antwort beinahe verdroß, eines ähnlichen zu überzeugen. „Sollte mans denken?“ — brummte der Alte immer kopfschüttelnd — „solche Hartnäckigkeit! Ew. Hochehrwürden kennen alles, was mich drückt, alle meine Umstände. Ich bin freilich nicht so reich, als die Welt glaubt, aber doch, so zu sagen, bei Mitteln. Die Wagners plagen sich Tag und Nacht, und ich soll ihr Schuldner bleiben! Aber, ja ja, so sind jetzt die jungen Leute; immer obenaus und nirgends an, gerade wie — ach! ich armer Mann! — — Ja, nicht wahr, weil ich dem Nachbarsmann nicht geben mag, was er haben will, mag er auch das nicht, was

ich geben will! Aber ich will doch wol noch zu meinem Zweck kommen!“

Diesen Gedanken gab er auch nicht auf, obgleich der Geistliche ihn versicherte, es werde schwer halten, und als Mariechen einige Tage darauf ihre grüne Waare auf den Markt schaffen ließ, rief er sie aus dem Fenster zu sich, unter dem Vorwand, einen Blumenstock kaufen zu wollen.

„Hör' einmal an, Kind!“ — redete er das hübsche Mädchen, dem dieß gleich nur wie ein Vorwand vorkam, so sanft, als er konnte, an — „es ist mir eigentlich nicht da um die Blumen — denn aus dem Kram mache ich mir wenig, da heißts doch: heute roth, morgen todt — sondern — Sieh! ich halte dich für ein gutes ehrliches Mädchen“ —

„Ei, das bin ich auch!“ — lächelte Mariechen, und sah ihn mit den hellen Augen gar freundlich ins Gesicht.

„Nun gut“ — fuhr Thalmann fort —

„du mußt mich aber nicht aus dem Concept bringen! — nun gut, aber, ich denke, du bist auch nicht hochmüthig — hm! ja, nicht hochmüthig!“

„Hochmuth kommt vorm Fall! sagt mein Bruder!“

„Ja — der! — Nun — wie soll ich dir's denn beibringen? — Sieh, ich bin dir also gewogen, und auch deinem Bruder, und seit einiger Zeit eigentlich noch weit mehr, als sonst. Großer Gott! wenn ihr nicht so redliche, verschwiegene Nachbarn gewesen wärt, ich hätte am Ende mit Schimpf und Schande bestehen können, und Gott weiß, ob ich das überlebt hätte. Na gut! Also — aus guten Gründen und redlicher Meinung habe ich mir ausgesonnen, Dir, wenn du einmal heirathest, eine kleine Aussteuer zu geben — nur, kleine, wie man so sagt, aber auch nicht allzuklein — Kind, was sagst du dazu?“

„Jetzt“ — erwiederte Mariechen, und

machte einen Knix — „weder Ja noch Nein! Denn ist mirs gleich am letzten Andreasabend unterm Birnbaum prophezeiht worden, so hab' ich doch bis auf diesen Augenblick noch keinen Bräutigam!“ — Fort war sie!

51.

Und jedes Heer mit Sing und Sang,
Mit Paukenschlag und Kling und Klang,
Geschmückt mit grünen Reißern
Zog heim zu seinen Häusern.

Das Schicksal macht sich manchmal einen eignen Spaß daraus, die Leute beim Worte zu nehmen. Noch ehe Mariechen das Stadtthor erreichen konnte, erhob sich von weitem eine rauschende Janitscharmusik, und bald waren alle Zugänge von einem zurückkehrenden Regiment und zuströmenden Zuschauern gesperrt.

Auch das heitere Mädchen ließ die Garten-

arbeiter mit den Schubkarren halten, und drängte sich so weit hinzu, als es gehen wollte. Kaum hatte sie einige Augenblicke die blinkenden Reihen sich wie im leichten Tanze vorbeischwenken sehen, als ein fremder Officier sie ins Auge faßte, und mit einem Freudenruf auf sie zueilte.

Mariechen wurde ganz heiß; sie sah, wie sich die Leute nach ihr hinwandten, und glaubte vor Schaam versinken zu müssen; aber es half alles nichts. Der fremde Officier war kein anderer, als der ehemalige freundliche Sergeant La-Riviere, und hielt Mariechens Hand so fest, sah ihr so zärtlich in die, von Freudenthränen versilberten Augen, daß das arme Mädchen, wenn sie auch los gewollt, es doch nicht gekonnt hätte.

16.

Erst da Mariechen, sie wußte selbst, nicht recht, wie? wieder aus dem Gedränge war,

besann sie sich nach und nach, was eigentlich mit ihr vorgegangen. Sie saß schon ein feines Weilchen bei ihrer Waare, ehe es ihr einfiel, daß der bewußte Officier sogar einen Orden im Knopfloche, aber ach! auch den einen Arm in der Binde, getragen habe. Das erste erfüllte sie fast mit Stolze, daß sie sogar ein wenig mit den niedlichen Fingerchen schnippste, das andere mit einiger Bekümmerniß. Wie konnte man es ihr daher wol verargen, daß sie dießmal, in der Vermuthung, der Herr Officier werde wol bald bei seinen alten Freunden einsprechen, den Handel so viel möglich abkürzte, und schon nach fünf Uhr zu Hause eilte?

Sie hatte nicht falsch gerathen! Als sie heim kam, war La-Riviere schon bei Ludwig im Garten, belauschte, wie sie, leise hinzuschleichend, recht gut bemerkte, mit fast mehrerer Theilnahme, als Mariechen gefiel, das im Nachbargarten lustwandelnde Hannchen, und erkundigte sich dann sogar recht angelegentlich

nach ihren Aeltern. Aber kaum trat sie hinter der Buchenwand hervor, da sprang der Fremde mit der lebhaftesten Freude auf sie zu, und drückte einen so feurigen Kuß auf ihre Wange, als darauf im ganzen Leben noch nicht gebrannt hatte.

Mariechen konnte nicht zürnen, so gern sie gewollt hätte; sowol das Belauschen Hannchens, als die Verwegenheit des Kusses, war bald vergeben, wenn auch nicht ganz vergessen, und La-Riviere nahm auch die Einladung der hübschen Geschwister, mit einer Erdbeermilch bei ihnen vorlieb zu nehmen, mit herzlicher Dankbarkeit an.

Von nun an war er fast ein täglicher Gast, und die Herzen öfneten sich nach und nach so zutraulich gegen einander, daß dem schönen Hausfreunde Ludwigs unglückliche Liebe zu Hannchen, so wie den Geschwistern des Freundes Geschichte seit der Trennung von ihnen, und sein versprochener Abschied mit der Erlaub-

niß, in Deutschland zu bleiben, kein Geheimniß mehr war.

Uebrigens wollten junge und alte Jungfern der Nachbarschaft für gewiß wissen, der Herr Officier mit dem Orden, habe, des lahmen Arms ungeachtet, das braune Lockenköpfchen des sonst so sittsamen Mariechens zu verschiedenen Zeiten in der Jasminlaube, ja selbst einmal an der Hausthür, recht nach Soldatenmanier geherzt und geküßt.

17.

So standen die Sachen eine Zeit lang, während Mariechen über nichts Kummer empfand, als daß ihr zu Ohren kam, La-Riviere sei auch einigemal in ihrer Abwesenheit zu Thalmanns gegangen; als in der letztern Hause eine ungewöhnliche Regsamkeit sich zu zeigen anfing. Fenster wurden gescheuert, Rahmen und Thüren neu angestrichen, Vorhänge ab und auf gemacht, Bilder, Porcellain und

Silberzeug, die bis jetzt noch eingepackt gestanden hatten, schmückten wieder die nackten Wände; Mehl zu Kuchen füllte den Backtrog, und der Fleischer trug Braten ins Haus. Niemand wußte dieß recht zu deuten, außer Ludwigen, der in allen diesen Zurüstungen eine Annäherung von Hannchens Verlobung, und zwar — was er jedoch gegen das immer stiller werdende Mariechen gar nicht zu äußern wagte — mit La-Riviere erblickte.

Endlich kam eines Morgens der alte Thalmann in der gestreiften Sonntags-Piqueche selbst auf einen Augenblick herüber, und lud Ludwig und Mariechen zu ihrem Erstaunen auf den Abend zu sich, weil, wie er brummend sagte, sie doch wenigstens ein Butterbrod von ihm annehmen würden, und heute, das wüßten sie ja wol noch vom vorigen Jahre, seiner Tochter Geburtstag sei!

Man konnte diese Ehre auf keine Weise ausschlagen. Mit wehmüthigem Blick ver-

sprach Ludwig, mit pochendem Busen versprach Mariechen, sich zu rechter Zeit einzufinden.

Nun machten sich die Geschwister, um ihre Unruhe gegen einander zu verbergen, recht viel mit der Vorbereitung zu diesem Gastmahle zu schaffen.

„Wir müssen auch zeigen, daß wir keine Bettelleute sind!“ — sagte, unter Thränen lächelnd, Mariechen, fältelte die feinste Wäsche, und suchte die grüne Taftschürze hervor, an deren Anblick sie sich schon Jahre lang geweidet hatte, ohne das Vorbinden öffentlich zu wagen.

„Es würde auffallen, wenn wir das gute Hannchen nicht auch diesesmal anbänden!“ — erwiederte Ludwig, und bestimmte hiezu, nach langer Wahl, mit blutendem Herzen, für sich selbst das niedlichste Mirtenbäumchen, für Mariechen einen Stock mit weißen Centifolien.

18.

Wol zwei, drei Stündchen hatte Mariechen, immer Heiterkeit heuchelnd, bald an sich, bald

an dem Bruder herumgeputzt, da schlug endlich die Glocke sechs Uhr; und man mußte sich entschließen, zu gehen.

Die Gesellschaft, die man antraf, war zahlreicher, als die Geschwister geglaubt hatten, bestand aber fast ganz nur aus Bürgersleuten. Auch der Pathe Berndt war zugegen, was Ludwigen nicht wenig wunderte, und der alte Geistliche kam fast mit ihnen zugleich. Hannchen empfing diesen mit kindlicher Verehrung, Ludwigen mit holder Freundlichkeit, Mariechen mit lauter Freude, und schien heute beinahe umgetauscht. Aus ihrem ganzen Wesen leuchtete nur gar zu deutlich das stille Entzücken eines glücklichen Bräutchens.

Auch der alte Thalmann nahm die lieben Gartennachbarn so gutmeinend auf, daß man wol sahe, er wolle sie ehren auch vor den Menschen. Man konnte aus ihm nicht klug werden. Er rannte immer ungeduldig hin und her, und am Ende bestanden alle seine Geschäfte in Nichts,

als etwa im Zumachen einer Thür oder im Putzen eines Lichtes.

Da man sich zum Essen anschickte, setzte Hannchen, freundlichen Dank winkend, auch das Mirtenbäumchen und den Rosenstock auf den Tisch. Der Geistliche nahm, wie sich gebührte, den Oberplatz ein; dann saß auf einer Seite Mariechen und der alte Thalmann, auf der andern Hannchen und Ludwig. Die Uebrigen folgten, gleichfalls in bunter Reihe, und ein Platz am Ende des Tisches blieb leer.

Und siehe! indem die alte Haushälterin zierlich vorzulegen begann, und die Gäste in Erwartung der Teller, die da kommen sollten, ziemlich geruhig saßen, öfnete sich hinter Hannchen eine Seitenthür; der — fremde Officier in voller Uniform trat herein, hielt ihr hinterrücks die Augen zu, und umarmte sie mit schalkhafter Freude.

19.

Ludwig und Mariechen glaubten zu verge-

arbeiter mit den Schubkarren halten, und drängte sich so weit hinzu, als es gehen wollte. Kaum hatte sie einige Augenblicke die blinkenden Reihen sich wie im leichten Tanze vorbeischwenken sehen, als ein fremder Officier sie ins Auge faßte, und mit einem Freudenruf auf sie zueilte.

Mariechen wurde ganz heiß; sie sah, wie sich die Leute nach ihr hinwandten, und glaubte vor Schaam versinken zu müssen; aber es half alles nichts. Der fremde Officier war kein anderer, als der ehemalige freundliche Sergeant La-Riviere, und hielt Mariechens Hand so fest, sah ihr so zärtlich in die, von Freudenthränen versilberten Augen, daß das arme Mädchen, wenn sie auch los gewollt, es doch nicht gekonnt hätte.

16.

Erst da Mariechen, sie wußte selbst nicht recht, wie? wieder aus dem Gedränge war,

besann sie sich nach und nach, was eigentlich mit ihr vorgegangen. Sie saß schon ein feines Weilchen bei ihrer Waare, ehe es ihr einfiel, daß der bewußte Officier sogar einen Orden im Knopfloche, aber ach! auch den einen Arm in der Binde, getragen habe. Das erste erfüllte sie fast mit Stolze, daß sie sogar ein wenig mit den niedlichen Fingerchen schnippste, das andere mit einiger Bekümmerniß. Wie konnte man es ihr daher wol verargen, daß sie dießmal, in der Vermuthung, der Herr Officier werde wol bald bei seinen alten Freunden einsprechen, den Handel so viel möglich abkürzte, und schon nach fünf Uhr zu Hause eilte?

Sie hatte nicht falsch gerathen! Als sie heim kam, war La-Riviere schon bei Ludwig im Garten, belauschte, wie sie, leise hinzuschleichend, recht gut bemerkte, mit fast mehrerer Theilnahme, als Mariechen gefiel, das im Nachbargarten lustwandelnde Hannchen, und erkundigte sich dann sogar recht angelegentlich

nach ihren Aeltern. Aber kaum trat sie hinter der Buchenwand hervor, da sprang der Fremde mit der lebhaftesten Freude auf sie zu, und drückte einen so feurigen Kuß auf ihre Wange, als darauf im ganzen Leben noch nicht gebrannt hatte.

Mariechen konnte nicht zürnen, so gern sie gewollt hätte; sowol das Belauschen Hannchens, als die Verwegenheit des Kusses, war bald vergeben, wenn auch nicht ganz vergessen, und La-Riviere nahm auch die Einladung der hübschen Geschwister, mit einer Erdbeermilch bei ihnen vorlieb zu nehmen, mit herzlicher Dankbarkeit an.

Von nun an war er fast ein täglicher Gast, und die Herzen öfneten sich nach und nach so zutraulich gegen einander, daß dem schönen Hausfreunde Ludwigs unglückliche Liebe zu Hannchen, so wie den Geschwistern des Freundes Geschichte seit der Trennung von ihnen, und sein versprochener Abschied mit der Erlaub-

niß, in Deutschland zu bleiben, kein Geheimniß mehr war.

Uebrigens wollten junge und alte Jungfern der Nachbarschaft für gewiß wissen, der Herr Officier mit dem Orden, habe, des lahmen Arms ungeachtet, das braune Lockenköpfchen des sonst so sittsamen Mariechens zu verschiedenen Zeiten in der Jasminlaube, ja selbst einmal an der Hausthür, recht nach Soldatenmanier geherzt und geküßt.

17.

So standen die Sachen eine Zeit lang, während Mariechen über nichts Kummer empfand, als daß ihr zu Ohren kam, La-Riviere sei auch einigemal in ihrer Abwesenheit zu Thalmanns gegangen; als in der letztern Hause eine ungewöhnliche Regsamkeit sich zu zeigen anfing. Fenster wurden gescheuert, Rahmen und Thüren neu angestrichen, Vorhänge ab und auf gemacht, Bilder, Porcellain und

Er staunt, doch ohne zu erschrecken,
Und redet den und jenen an,
Doch war kein Leben zu entdecken,
Und starr sie vor sich niedersahn,
Und Keins mit Hand und Fuß sich reget,
Bis daß es Eins vom Thurme schläget.

Und wie der Hammer ausgehoben,
Da lischt der Schein der Kerzen aus,
Und alles ist in Dunst zerstoben,
Und dunkel ist das Gotteshaus.
Der Mond nur blicket hier und dorten
Durch Fenster und die offne Pforten.

Da geht der Pfarrherr still und düster,
Läßt den Gedanken freien Lauf,
Und spricht zu Hause zu dem Küster:
Schreib' er mir doch die Namen auf
Von allen, die wir dort gesehen,
Ob was mit ihnen mag geschehen.

Und als nur wenig Zeit verflossen,
Stirbt einer der Geseh'nen schon.
Bald folgen andre den Genossen,
Und eh das Jahr noch ganz entflohn,
War auch nicht Einer übrig blieben
Von allen, die sie aufgeschrieben.

So oft die Christnacht wiederkehret,
Gehn beide hin um Mitternacht,
Und werden jedes Mal belehret,
Wer künft'ges Jahr den Lauf vollbracht,
Denn immer ists um die geschehen,
Die sie dann in der Kirche sehen.

Einst finden sie zu ihrem Schrecken
Ganz angefüllt der Kirche Raum
Mit bleichem Volk in allen Ecken —
So voll ist's bei der Predigt kaum —
Da kam die Pest in diesem Jahre
Und streckte viele auf die Bahre.

Und endlich, wie sie wieder gehen,
Zu sehn, wer reif zum Tode sei,
Da sieht sich selbst der Küster stehen
Dort an der Thür der Sakristei.
Es sieht im festlichen Talare
Der Pfarr sich stehen am Altare.

Und dieser faltet seine Hände,
Und spricht getrost: mein Herr und Gott,
Bescheere mir ein sel'ges Ende,
Ich harre froh auf dein Gebot.
So bald du rufst, in Jesu Namen!
Und gläubig sagt der Küster: Amen.

Und froh gefügt in Gottes Willen
Weihn seinem Dienst sie Seel' und Leib,
Bestellen noch ihr Haus im Stillen,
Sind ernst, doch sanft mit Kind und Weib;
Und eh das Jahr noch ganz geschieden,
Da gehen Beide hin in Frieden.

Carl Streckfuß.

Der Nagel im Kopfe.

Der Ursprung aller Sprichwörter und sprichwörtlicher Redensarten ist gemeiniglich in tiefes Dunkel gehüllt. Man sagt, zum Beispiel von einem hochmüthigen Menschen: „er hat einen Nagel im Kopfe;“ wie aber dieses Volkswort entstand, das läßt sich wohl kaum mit Gewißheit ergründen. Der Sage nach soll es aus dem dreißigjährigen Kriege herstammen. Es diente da bei dem schwedischen Heere ein Oberster, Namens Ißler; ein guter bescheidener Mann. In der Schlacht bei Leipzig ward er mit einem krummen Nagel in den Kopf geschossen. Die Wundärzte bemühten sich vergebens, das tief eingedrungene Eisen heraus zu ziehen. Man mußte, ohne daß dieser Versuch gelang, die Wunde zuheilen. Der Oberste genaß und blieb gesund; aber in seinem Gemüthe

ging eine wunderbare Veränderung vor. Er war nicht mehr so bescheiden, wie man ihn sonst gekannt hatte; er betrug sich höchst übermüthig, und prahlte beständig mit seinem Nagel im Kopfe. Dadurch soll denn die sprichwörtliche Spottrede gegen stolze Leute in jedermanns Mund gekommen seyn.

Ist die Sache wahr, so that der Oberste freilich nicht recht, sich auf seinen Nagel viel einzubilden; doch der Mann hatte sich etwas in der Welt versucht, hatte seinen Kopf dahin gehalten, wo es heiß herging, und es war ihm daher allenfalls ein wenig Stolz zu verzeihen. Wenn aber verdienstlos aufgeschossene Glückspilze oder verhätschelte Muttersöhnchen, die noch nicht weit hinter dem Ofen hervor blickten, Nägel im Kopfe haben, so muß man dergleichen unbefugte Stolzlinge scharf in die Cur nehmen, und ihnen die Wurzel ihres Hochmuths mit den stärksten Zangen des Hohns und der Verachtung aus dem hohlen Schädel heraus ziehen.

Langbein.

Das Band.

Romanze.

Ein weiser Mann aus Morgenland,
In Künsten wohl erfahren,
Gab mir ein grünes Zauberband:
„Das sollst du wohl bewahren!

Den Geist, der Ruh in Zweifel schafft,
Wenn sich das Herz entzweiet,
Den hat in dieses Band die Kraft
Der Lieb' hinein geweihet. —"

Und ferner sprach er: „Junger Hirt,
Du wirst um Liebe werben;
Und hört dein Mädchen dich, so wird
Dieß Band sich grüner färben.

Dann nimm dieß Band, das Kunde giebt:
Und, vor den Mädchen allen,
Wird bei der Holden, die dich liebt,
Es deiner Hand entfallen. —“

Seit jenem Sonntag bin ich schier
Verstimmt, wie eine Laute,
Seit ich Marien, und sie mir
So tief ins Auge schaute.

Ich sah das Band — es färbte sich,
Ich weiß nicht, wie's geschahe;
Doch Wunder war es, daß nur ich
Allein das Wunder sahe.

Was ferner sich damit begab,
Noch schwebt mir's vor den Sinnen,
Ich nahm mein Band und ging hinab
Ins Thal der Schäferinnen.

Maria unter ihnen stand
Im schönsten Mädchenschmucke,
Da war's, als ob das Zauberband
In meinen Händen zucke.

In ihrer Nähe fing es still
Schon an, sich zu entfalten.
Was fallen muß und fallen will,
Das kann man doch nicht halten.

So konnt' ich's denn in meiner Hand
Nun länger nicht bewahren,
Und ließ es, wo Maria stand,
In Gottes Namen fahren.

Das Band — ein wunderbares Spiel —
Als ob es recht verstände,
Wohin es fallen sollte — fiel
Marien in die Hände.

Mir war's vor ihrem hellen Blick,
Als müßt' ich sie umfassen;
Ich sah noch oft nach ihr zurück,
Und konnt' es gar nicht lassen.

Wohl hat an mir das Zauberband
Gar wacker sich bewiesen:
Darum, du Mann aus Morgenland,
Sei hoch dafür gepriesen!

Tiedge.

An Parasit.

Du setzest deine Gönnerin
Im klugerfundnen Schmeichellied
Nur an die Göttertafel hin,
Damit sie dich an Ihre zieht.

Haug.

Erinnerungen aus meinen Reisen

über

die geselligen Sitten in Zürich und Basel.

Mit Vergnügen denke ich noch immer an die angenehmen Jahre, die ich in der Schweiz so glücklich verlebte, und die mir immer noch gegenwärtig sind, obgleich mehr als dreißig Jahre sich jenen verschwundenen angereiht haben. Ich gedachte, als ich aus Frankreich zurückkehrte, etwa zwei Monathe darin zuzubringen, und gab zwei Jahre zu. Besonders fesselten mich Basel und Zürich, wo ich abwechselnd mehrere Monathe und hauptsächlich die Winter zubrachte. Die Freundschaften und Bekanntschaften, die mir an beiden Orten zu Theil wurden, verschafften mir im geselligen Leben das Recht der

Eingebornen, und so hatte ich Gelegenheit, die geselligen Sitten beider Städte hinlänglich kennen zu lernen. Ich hoffe, daß ein so langer Zeitraum nicht zu viel darin geändert haben soll; und wäre es dennoch geschehen, so dienen vielleicht diese Erinnerungen der aufgewachsenen jüngern Welt daselbst zu einem Spiegel, in welchem sie die vorigen Sitten wieder erkennen werden.

Basel, Zürich und Bern, diese drei reformirten Hauptstädte, sollte man in Ansehung der geselligen Sitten schwerlich für so verschieden halten, als sie es wenigstens damals waren, und es im Wesentlichen auch wohl noch itzt sind. Bern, welches seine urväterlichen Sitten großentheils mit französischen vertauscht und zu viel vom Ton der großen Welt angenommen hatte, liegt daher außer meinem Plane, denn es besaß in dieser Hinsicht wenig Eigenthümlichkeit. Desto mehr zeichneten sich darin Zürich und Basel von einander aus, und gewiß

keine von beiden zu ihrem Nachtheil. Beide von aristo = demokratischer Verfassung, beide wohlhabend, beide durch ihre verschiedenen Fabriken in den ausgebreitetsten Handelsverhältnissen, schienen Grundlagen zu einer gewissen Gleichheit unter sich zu haben, die aber keineswegs Statt fand. In Ansehung des Reichthums war freilich dieser Unterschied zu bemerken, daß Basel vielleicht zehen oder höchstens zwölf große Häuser besaß, deren größere Hälfte eine halbe oder ganze Million, und selbst noch drüber, im Vermögen hatte; aber der Abstand der übrigen war dann sehr beträchtlich und nicht einmal zahlreich. Zürich hingegen zählte kaum drei bis vier Häuser, deren Vermögen sich auf drei = bis viermal hunderttausend Gulden belief, aber Zürich dagegen eine Menge, die über hunderttausend Gulden geboten. Dieß brachte unter den Züricher Familien eine Art von Gleichheit hervor, die in Basel nicht entstehen konnte. Aber eben deswegen herrschte auch zu Zürich im

Ganzen mehr Cultur und eine feinere Bildung, woran freilich die bedeutende Anzahl berühmter Männer jeder Art grossen Antheil hatte, während in Basel, ungeachtet es eine Universität besaß, Iselin fast allein stand.

Wer in Zürich einmal das Glück hatte, in freundschaftliche Zirkel aufgenommen zu werden, fand Nahrung für Geist und Herz, und konnte sich auf mehr als eine Weise höchst angenehm unterhalten. Die interessantesten, selbst im Auslande berühmten Männer kamen wöchentlich, nach Kränzchen Art, mit einander zusammen, und tauschten ihre politischen, gelehrten und ästhetischen Ansichten und Einsichten gegen einander aus; nur Schade, daß Eifersucht und Mißtrauen sie in zwei Partheien getheilt hatten, deren eine von Geßner und Steinbrüchel und die andere von Lavater geleitet wurde. Dennoch gab es einige, die sich zu beiden hielten; und so wie ich, der von beiden Partheien geduldet wurde, diese Männer habe

kennen lernen, bedurfte es nur einer eifrigen Mittelsperson, um sie wieder zu vereinigen, und dieses Verdienst hätte sich Hirzel, der beide Gesellschaften besuchte, gewiß erwerben können; denn diese Irrungen rührten aus frühern Zeiten her, und einzeln genommen schien Keiner viel gegen den Andern mehr zu haben. Geßner und Lavater hätten sich wenigstens die Hände willig gereicht.

Auch außer den eigentlichen Gelehrten gab es in Zürich mehrere gebildete und staatskundige Männer, deren Umgang lehrreich und angenehm war. Die Gastmähler, welche zuweilen gegeben wurden, waren anständig, ohne übertrieben zu seyn, und beschränkten sich nur auf eine mäßige Anzahl von Gästen. Ueberhaupt konnte man Zürich des Luxus nicht wohl beschuldigen.

Doch in allem bisher Erwähnten glich Zürich, mehr oder weniger, auch andern deutschen Städten; wodurch es sich aber hauptsächlich aus-

zeichnete, betraf den ungezwungenen, aber doch immer nur öffentlichen Umgang, mit dem weiblichen Geschlecht. Dieser gehörte zu den größten Annehmlichkeiten, denn Zürich besaß viele schöne Frauen und Jungfrauen, die eine angenehme Unterhaltung gewährten.

So wie die Männer ihre Kränzchen hatten, so hatten sie auch die Frauen, und zwar so wie sie mit einander aufgewachsen waren. Die Jungfrauen und Frauen von vierzehn bis sechzehn, von siebenzehn bis neunzehen Jahren, und so ferner, bildeten diese Zirkel, und blieben auch, wenn sie heiratheten, in demselben. Im Sommer waren die Männer davon ausgeschlossen, aber bei guter Witterung erschienen diese zahlreichen Kränzchen auf der öffentlichen Promenade, und hier fanden sich gewöhnlich die Männer zu ihnen. Dann gruppirten sich allmählig Gesellschaften, die sich gern sahen, und löseten sich nach und nach wieder in andere

Gruppen auf, bis endlich die Zeit herannahete, wo Alle wieder in ihre Behausung zurückkehrten.

So wie die Winterhälfte des Jahres eintrat, verwandelten sich diese Kränzchen in Bälle, die jedes Mädchen und jede Frau in ihren Wohnungen gaben. Eine jene lud so viele junge und tanzlustige Männer dazu ein, als Mädchen und Frauen waren, denn es war Sitte, daß jeder Herr sich einer Dame zugesellte, mit der er am meisten tanzen mußte, und die er nach dem Ball nach Hause führte. Diese Verbindungen wechselten und wurden immer zeitig und auf mehrere Wochen hinaus geschlossen; indeß fanden sich diejenigen Paare, die sich einander gern hatten, mehr als einmal zusammen. Diese Bälle waren gewöhnlich ziemlich zahlreich, und was das Merkwürdigste war: selbst bei den jüngsten Zirkeln kamen weder Mütter noch Tanten zum Vorschein, sondern jedes Mädchen machte die Wirthin selbst,

und die ganze junge Welt blieb sich allein überlassen.

Heilige Sitte der Vorzeit! Welch ein schönes Licht fällt auf dein Zeitalter, wo du deine Jugend zwanglos und unbesorgt ihren unschuldigen Freuden überlassen durftest! wo du noch keine Verderbniß der Sitten, keine Verschrobenheit der Gemüther, keine Künste der Verführung ahnetest! wo du ihnen Gelegenheit ließest, sich näher zusammen zu finden und aus frohen Tanzgefährten glückliche Gefährten im Leben zu werden! — Selbst um diese Zeit, deren vergnügter Genoß ich war, behaupteten diese muntern Zusammenkünfte, wenigstens im Ganzen, noch immer ihren alterthümlichen Charakter. Man war lustig, mitunter sehr lustig, und dennoch blieb alles in den Schranken der Sittsamkeit und Anständigkeit. Mögen diese Schutzengel sie auch noch itzt umschweben!

Bei allem dem glaube man nicht etwa, daß diese jungen Mädchen schon Demoisellen oder

Damen spielten, wie wir sie itzt sehen: es waren heitre natürliche Jungfrauen ohne alle Ziererei, und dabei besaßen sie wahre Lebensart, statt daß man heut zu Tage eine angenommene modische Manier dafür nimmt. Selbst das Wort Mademoiselle hatte im Deutschen einen zweideutigen und verächtlichen Sinn, denn auch die reichsten Mädchen, so wie die adelichen, die dort nicht die mindesten Vorzüge weder besaßen noch verlangten, hießen Jungfrauen; ein Ehrenname, den wir Deutsche nie hätten sollen veralten lassen.

Daß ich mich in diesen angenehmen Zirkeln, zu welchen allen ich so glücklich war gezogen zu werden, überaus wohl vergnügte, wird man mir auf mein Wort glauben. Man behandelte mich bald wie einen Eingebornen, und allmählich verwandelte sich das höfliche Sie in das vertrauliche Ihr, was ich aus manchem schönen Munde recht gern vernahm und endlich auch zurückgeben lernte. Als Ausländer hatte

ich sogar den bedeutenden Vorzug, daß ich mit allen Jungfrauen, die mir besonders gefielen, um so offner und unbefangener umgehen konnte, da ein armer Fremdling wie ich, der selbst um eine Million nicht hätte Bürger von Zürich werden können, weder eine ernstliche Absicht verrathen, noch Eifersucht erregen konnte. Dieser Umstand gab mir bei manchen das angenehme Verhältniß wie zwischen Bruder und Schwester, und ich darf mir das Zeugniß geben, daß ich es nicht gemißbraucht habe.

Außer diesen Bällen, deren es wöchentlich drei bis vier gab, zeichnete sich im Winter noch eine andere Sitte aus, die manche meiner Leser eben so in Verwunderung setzen wird, als jene jugendlichen Bälle ohne väterliche und mütterliche Aufsicht. Zürich hatte wöchentlich ein Concert, zu welchem sich die Männer ein Billet löseten, aber jeder hatte das Recht eine Dame mitzubringen. Nun war es keinesweges gewöhnlich, daß der Mann seine Frau, oder

der Vater die Tochter, oder der Bruder die Schwester mitnahm, sondern jeder bat sich die Ehre aus, eine andere Frau oder Jungfrau hinein zu führen. Um nun der Damen gewiß zu seyn, die man aus Wohlstand oder aus Neigung hin zu begleiten wünschte, engagirte man sich, wie auf Bällen zu Tänzen, fast auf alle Concerte hinaus. Das Concert hub gewöhnlich halb sechs Uhr an. Um vier Uhr begab man sich zu seiner Dame, und wurde von ihr auf ihrem Zimmer empfangen. Kein Glied der Familie ließ sich dabei sehen; man war allein mit ihr, trank den Thee mit ihr, und unterhielt sich mit ihr, bis die Glocke fünf anschlug und das Zeichen zum Aufbruch gab. Im Concert saßen die Damen beisammen, aber in der Pause drängte sich Jeder wieder zu seiner Dame, um sie zu unterhalten oder ihren Winken zu gehorchen. Nach Beendigung des Concerts führte man sie wieder nach Hause, und an der Hausthüre wurde man mit einer arti-

gen Danksagung entlassen. Fiel heftiges Regenwetter oder große Glätte ein, so waren zwar einige Senften vorhanden, aber wenn die Dame ihrem Führer einen Beweis ihrer Achtung geben wollte, so nahm sie durchaus keine Senfte an, sondern ließ sich dennoch von ihm nach Hause begleiten. An Equipagen war nicht zu denken: sie waren zwar erlaubt, aber man durfte weder in die Kirche, noch ins Concert, noch auf Bälle, noch zu Besuchen, sondern blos außerhalb der Stadt darin fahren, und nur Alten und Schwachen war es nachgelassen, auf der Rückkehr von der Spazierfahrt vor einem Hause zu halten und auszusteigen, wenn sie eine Verrichtung in demselben hatten.

Ich schweige von den ländlichen Vergnügungen an dem herrlichen See während des Sommer-Aufenthalts auf Landgüthern, wo es so angenehm war, der Freundschaft, der schönen Natur und sich selbst zu leben, und wende mich nach Basel.

Basel stand in jeder Hinsicht unter Zürich, sowohl in Rücksicht auf Cultur als Geselligkeit; aber es hatte andere Vorzüge und Annehmlichkeiten, die zwar weniger in die Augen fielen, aber für den, der sie zu schätzen verstand, anziehend genug waren.

Für den Geist war allerdings weniger gesorgt als in Zürich. Basel hatte zwar Professoren, die ihre Stelle durch das Loos erhalten hatten, aber es waren weder gemeinnützige noch mittheilende Gelehrte. Iselin, der wackere Iselin, der mit seinen menschenfreundlichen Gesinnungen gern die ganze Welt umfaßt hätte, war der einzige, den man der großen Anzahl interessanter Männer in Zürich an die Seite setzen konnte, aber freilich nur als praktischer Philosoph und als Staatsmann. Man mußte ihn ehren und lieben, wenn man ihn genau kannte; aber Basel schien seine patriotischen Gesinnungen und Wünsche nicht so zu würdigen, wie sie verdient hätten. Vielleicht hatte

seine Bescheidenheit und eine gewisse Furchtsamkeit, seine Vorschläge geltend zu machen, einigen Antheil daran. Eigentliche Staatsmänner, wie in Zürich, durfte man, außer ihm, hier nicht suchen, denn man war blos auf seinen kleinen Canton beschränkt, statt daß in Zürich der Vorsitz über alle Cantone, und selbst über den mächtigen Canton Bern, welcher große Staatsmänner zog, Männer von Einsichten und Staatsklugheit, wie Heidegger, bildete. Dennoch gab es, selbst unter den großen Fabrikbesitzern, Männer von vieler Bildung, aber freilich nur einzeln.

Von bestimmten Frauenzirkeln, wie in Zürich, wußte man in Basel nichts, und Jugendfreundinnen kamen nur einzeln zusammen. Dafür gab es Familien-Zirkel, an welchen Männer und Frauen gleichen Antheil nahmen, aber sie erstreckten sich nur auf die allernächsten Verwandten, die auch immer zahlreich genug waren, um Andere entbehren zu können. Diese

Zirkel waren sich selbst genug und hatten große Annehmlichkeiten. Noch immer denke ich mit Dankgefühl an die Freuden, die mir ein noch lebender Freund bereitete, und nicht weniger lebhaft an ein anderes angesehenes, vortreffliches Haus, das mich wie einen Sohn in seine Zirkel zog und wo ich täglich willkommen geheißen wurde. Leider! sind schon alle heim gegangen, Aeltern und Töchter, und ich habe herzlich um sie getrauert.

Diese Familienzirkel wurden mit reichlichen Abendessen beschlossen, und nur, wenn Fremden von Bedeutung Gastmähler gegeben wurden, zeigte sich Ueberfluß, der in einigen Häusern freilich übertrieben wurde. Doch dieß hatte Basel mit allen großen Handelsstädten gemein.

Der Umgang mit dem weiblichen Geschlecht war in Basel sehr beschränkt, und auch dann, wenn er Statt finden durfte, war er nicht mit der angenehmen Leichtigkeit und Unbefangenheit verbunden wie in Zürich. Der Ton, mit dem

Männer und Frauen durch Er und Sie, in der dritten Person, zu einander sprachen, mußte jedem Fremden auffallen, weil er es für Geringschätzung halten mußte, bis er hinter ihre Gewohnheit kam. Das altdeutsche Ihr erlaubte man sich in Zürich doch erst nach genauer Bekanntschaft und aus Zuneigung.

Selbst an die Sprache mußte man sich erst gewöhnen lernen, sowohl in Rücksicht auf Ton als Ausdruck. Ich war noch nicht lange in Basel, als ich bei einem Abendessen neben ein sehr hübsches Mädchen zu sitzen kam. Ich hatte eben meine Suppe gegessen und wollte mich nun mit ihr unterhalten, daher ich nicht bemerkte, daß mir der Bediente einen reinen Teller reichen wollte. „Geb' Er doch seinen beschissenen Teller weg! „sagte sie gütig, und ich wurde in ihrem Namen roth, einen solchen Ausdruck aus einem so hübschen Munde zu hören. Ich merkte endlich wohl aus ähnlichen Aeußerungen, daß dieses Wort keine so schlimme Bedeutung

haben mochte, als ich damit verknüpfte; denn nachher hörte ich aus dem Munde einer andern Dame, daß sie und die Ihrigen gestern ein rechtes Luder gehabt hätten. Niemand fand das anstößig, denn es bedeutete, wie ich nachher erfuhr, nichts weiter, als daß sie gestern recht lustig gewesen wären. — „Ist das nicht eine lustige Tochter? „fragte mich ein Herr, auf meine schöne Nachbarin deutend, als wir vom Tische aufgestanden waren. „Lustig? „sprach ich: „das dächte ich eben nicht. „Er sah mich ein Weilchen an, als wenn er nicht wüßte, was er von mir denken sollte: da mischte sich ein alter Vetter, der die Frankfurther Messen besuchte, darein, und verständigte uns beide. Der Ausdruck lustige Tochter bezeichnete nichts anders, als was mir selbst recht anschaulich gewesen war, nehmlich — ein hübsches Mädchen.

Die Jungfrauen in Basel waren, wie die Frauen, überaus häuslich, und selbst die reiz

chen unter ihnen unterzogen sich jedem Geschäft der weiblichen Wirthschaft, selbst dem Platten der Wäsche. In Zürich wurden sie zwar ebenfalls zu Hausmüttern erzogen, aber in Basel schien das so recht eigentlich der Fall. Die Eingezogenheit, in der sie lebten, veranlaßten eine ziemliche Kluft zwischen den beiden Geschlechtern, und die ehrbare jungfräuliche Scheu erstreckte sich sogar auf die nächsten noch unverheiratheten Verwandten. Selbst der Cousin durfte es nicht wagen, seiner Cousine auf der Gasse den Arm zu bieten: geschah es, so wußte die ganze Stadt, daß sie mit einander verlobt waren, so unwidersprechlich gewiß, als wäre es von der Kanzel verkündiget worden. Eine Jungfrau ohne weitere Bedeutung am Arme zu führen, war nur nach Mitternacht erlaubt. Ehe ich das wußte, fühlte ich mich einmal halb beschämt, halb beleidiget. Ich hatte mich mit einigen Gliedern der mir vorzüglich lieb gewordenen Familie, worunter die eine Tochter Braut war,

in dem Hause ihrer besten Freundin befunden. Als wir heraus gingen, gesellten sich die Verheiratheten zusammen und der Bräutigam führte natürlich seine Braut. Ihre unverheirathete Freundin und ich blieben also allein übrig. Ich bot ihr den Arm, weil sich Alle führten: aber hilf Himmel, in welche entsetzliche Verlegenheit gerieth das himmlisch gute Mädchen! Ihr Gesicht überzog eine solche Röthe, als wenn ich ihr etwas Unerhörtes zugemuthet hätte. Sie hatte Achtung für mich und mochte wissen, daß eine solche Weigerung an andern Orten eine halbe Beleidigung sei, und doch — es war unmöglich, sie konnte mir den Arm nicht geben. Sie lehnte ihn ohne Worte, aber mit so sichtbaren Bewegungen von Herzensgüte ab, daß ich nicht wußte, was ich daraus machen sollte, und eine Zeit lang schweigend neben ihr her ging.

Die gewöhnliche Gelegenheit, wo sich die jungen Leute einander sehen und im Vorbeige-

hen einige Worte sagen konnten, war des Sonntags, wenn sie aus der französischen Kirche gingen. Da verweilten wohl die Jungfrauen einige Minuten bei Freundinnen, mit denen sie zusammen trafen, und ließen sich gefallen, daß die jungen Männer sich zufällig näherten; aber die Herrlichkeit dauerte nicht lange, denn weiter als bis zum Ausgange des großen Platzes durften sie nicht mit einander gehen.

Der Winter hingegen war auch hier die günstige Jahreszeit für beide Geschlechter. Concerte und Schauspiele gaben zwar Veranlassung sich wenigstens vom weiten zu sehen, und zuweilen auch einige Worte anzubringen: aber die eigentlichen Gelegenheiten waren Bälle, die nicht so häufig waren als in Zürich, aber doch hinlänglich, um Herzens-Angelegenheiten zu gründen und fortzusetzen. Diese Bälle wurden in einem Hause gehalten, was einer Zunft zu-

gehörte, und alle Verheirathete, die noch tanzlustig waren, nahmen daran Theil. Die Jungfrauen standen scheinbar unter der Aufsicht von Frauen, aber die Ball-Lust befreite sie von dem gewöhnlichen Zwang, ohne daß mehr als eine erlaubte Freiheit daraus erfolgte. Auch hier paarte man sich so gut es gehen wollte, und mancher junge Mann freute sich, daß er die Jungfrau, auf welche er ein Auge hatte, und die er sonst mit keinem Finger anrühren durfte, nach Herzenslust umspannen und mit ihr in deutschen Tänzen und Walzern herumwirbeln konnte. Diese Tänze wurden hier am meisten getanzt, englische und französische nur wenig. In Zürich war das umgekehrt. Da die Bälle nicht länger als bis um zwölf Uhr dauern durften, so fing man zeitig an, und setzte sich dann um eilf Uhr Paar und Paar an lange Tafeln, um zu genießen, auszuruhen und zu kosen. Mit dem Schlage zwölf Uhr endigte sich das Fest, und nun war es je-

dem jungen Manne erlaubt, seine Jungfrau nach Hause zu führen.

Noch willkommener waren die öffentlichen Hochzeitfeste, die in Zürich nicht gewöhnlich waren. Hierzu wurden, außer den Verheiratheten, alle junge Leute von Familie geladen, wenn man auch sonst keinen Umgang mit ihnen hatte. Die Aeltern der Braut richteten die Hochzeit auf einem Zunfthause aus, das große Säle hatte, und es ward Mittags und Abends da gespeiset. Die Hauptbesorgung des Festes hatte der Hofmeister. Die Braut wählte sich nehmlich unter den unverheiratheten jungen Männern einen Wirth, den sie für tauglich hielt, alles recht gut zu veranstalten, das Fest zu beleben und sich allen Verrichtungen zu unterziehen, die einem Wirthe zukommen. Sobald die Ernennung des Hofmeisters bekannt war, wendeten sich alle junge Männer an diesen wichtigen Mann, um sich die Jungfrau von ihm zu erbitten, der sie aufzuwarten

wünschten. Dieß war der bestimmte Ausdruck, der das Zusammenpaaren der jungen Leute bezeichnete. Der Hofmeister hielt eine förmliche Liste darüber, und beim Herumfahren kündigte er zugleich jeder Jungfrau an, wer ihr aufwarten werde.

Die Trauungen geschahen des Vormittags auf dem Lande. Während sie vorgingen, holten einige der nächsten männlichen Verwandten alle männliche Gäste, und einige der nächsten verheiratheten Verwandtinnen alle weibliche Gäste zu Wagen nach einander ab. Auf der Zunft empfing sie der Hofmeister, während jene immer wieder andere Gäste herbeiholten und nur immer ein und auszusteigen hatten. Gewöhnlich waren die meisten schon beisammen, wenn das Brautpaar mit den Aeltern von der Trauung zurückkam. Nun begannen von allen Seiten die Glückwünsche, indeß die noch Fehlenden vollends eintrafen.

Sobald der Hofmeister Niemanden weiter

vermißte, ließ er die Tafeln beschicken, und gab dann das Signal zum Aufbruch in den obern Saal. Hier befanden sich zwei sehr lange Tafeln: die eine nahmen die Aeltern und alle Verheirathete ein, und die andere Braut und Bräutigam mit allen jungen unverheiratheten Paaren. Der Hofmeister, der keine Gefährtin haben durfte, saß an dieser Tafel unten quervor und zerlegte die Speisen.

Die Magen der jungen Leute waren bald befriediget; die Herzen sehnten sich nach der traulichen Umschlingung beim Tanzen. Man hatte noch keine Stunde gesessen, als die Musiker in dem untern Saale schon die Instrumente zu stimmen begannen. Da entstand auf einmal eine krampfhafte Bewegung in den Füßen, die sogar bis auf die Gesichter wirkte; aber man mußte sich gedulden, bis die Stunde vorüber war. Dann erhob sich der Hofmeister, nahm dem Bräutigam die Braut von der Seite weg, und führte sie unter Begleitung aller jungen

Paare in den Saal hinab, der sogleich walzend betreten wurde. Der Bräutigam saß nun an der langen Tafel ganz verlassen da, und mußte sich von den Verheiratheten, welche noch sitzen blieben, necken und bedauern lassen. Aber nachdem die drei Ehrentänze des Hofmeisters vorüber waren, kehrte die Braut allein wieder zurück, um ihren Bräutigam zu erlösen, und führte ihn tanzend in den untern Saal ein.

Da sich alle Gäste schön geputzt hatten, so fuhren sie nach und nach nach Hause, um leichtere Kleider anzuziehen. Mittlerweile hatte aber das Tanzen immer seinen Fortgang und wurde durch dieses Ab- und Zufahren nicht unterbrochen. Um acht Uhr lud der Hofmeister zum Abendessen ein, aber die Tafel der Verheiratheten war gewöhnlich schon über die Hälfte zusammengeschmolzen, und es war fast Niemand von ihnen geblieben, als wer am Tanzen Theil nahm. Um neun Uhr erhob sich endlich der Bräutigam mit seiner Braut, und

zog wieder mit dem ganzen Gefolge in den untern Saal, wo das Tanzen vom neuen anhub und bis um eilf Uhr fortdauerte. Hierauf begab sich das Brautpaar mit den übrigen jungen Paaren noch einmal in den obern Saal zum Dessert, an welchem die Verheiratheten keinen Theil nahmen. Man setzte sich wie zuvor, und nun begann eigentlich der Schmauß des Hofmeisters. Denn nachdem man sich an den Süßigkeiten und Backereien hinlänglich erholt hatte, bewirthete der Hofmeister seine Gäste noch mit Devisen, die zu manchen angenehmen Scherzen Veranlassung gaben, und holte sich dafür zum Lohn von der Braut und sämtlichen Jungfrauen einen Kuß.

Mit dem Schlage zwölf Uhr verließ man die Tafel. Man fühlte sich nun, wenigstens äußerlich, vollkommen abgekühlt, und jeder junge Mann führte seine Jungfrau ohne alle Begleitung nach Hause. Beim Abschied erbat

er sich für seine Aufwartung einen Kuß, und erhielt ihn.

Am folgenden Morgen versammelten sich die Aeltern und nächsten Verwandten und Freundinnen bei der jungen Frau zur Eierbrühe, die man in unsern Gegenden die Brautsuppe heißt. Der Hofmeister war die einzige fremde Mannsperson, die daran Theil nehmen durfte. Aber an der Hochzeit meiner Freundin, einer Tochter aus dem Hause, das mich mit so vieler Güte überhäufte, ward auch ich dazu geladen. Hier entdeckte mir das liebe Weibchen, daß sie willens gewesen sei, mich zu ihrem Hofmeister zu ernennen; aber ihre Aeltern hätten es ihr ausgeredet, weil mir dieses Amt zu beschwerlich fallen würde. Sie fragte mich itzt aufs Gewissen, ob ich es gern gethan hätte, und als ich es ernstlich bejahte, machte sie ihren Aeltern, die es nun ebenfalls bedauerten, sanfte Vorwürfe darüber. Indeß erhielt ich doch das Andenken, was sie mir als Hofmeister zugedacht

hatte, und was ich noch itzt als ein liebes Pfand der Freundschaft dieses Hauses bewahre.

W. G. Becker.

Beim Blindekuhspiele.

Spielt Eudoxia mit mir?
Nein! Sie raubt mein Herz, Dione
Sonder Binde gleicht sie — dir,
Mit der Binde — deinem Sohne.

Haug.

Der Nachbar und die Nachbarin.

Hans Matz, der rüstige Maurergeselle,
War fleißig mit Kalkfaß, Pinsel und Kelle,
Erwarb damit ehrlich sein gutes Stück Brod,
Und hatte nichts übrig, doch auch keine Noth.
Er genoß mit Weib und Kindern zufrieden,
Was der Himmel zur Nothdurft ihm hatte beschieden.

Sein Nachbar zur Rechten mit ernsthafter Miene
Ermahnt ihn beständig zum Fleiße der Biene,
Und lobt und preiset das Maurergeräth,
So sehr auch zur Linken die Nachbarin schmäht,
Die so grobe, schmutzige Arbeit verachtet,
Und zu nobilitiren den Handwerker trachtet.

Es will Hans Matz es mit Keinem verderben;
Er sucht nicht allein sein Brod zu erwerben,
Wie rechts der ernsthafte Nachbar befiehlt,
Er geht auch im Stillen zum Juden, und spielt
Lotterie mit dem väterlich sorgenden Staate,
Nach der freundlich lächelnden Nachbarin Rathe.

Und siehe! nachdem er nicht wenig verloren,
Hat plötzlich das Glück ihn zum Liebling erkoren!
„Juchheisa! gewonnen! die Terne ist mein!“
So hört man vom Morgen bis Abend ihn schrein;
Und da muß auch auf einmal ein Vetter noch sterben,
Der creirt Hans Matzen zum lustigen Erben.

Hoch schwenkt er den Hut, und jubelt: „Herr Jesus!
Nun bin ich geborgen! nun bin ich ein Crösus!
Nun ist mir zu theuer, kein Braten, kein Wein!
Nun mäst' ich mit großen Rosinen mein Schwein!

Und kann alles mit blanken Thalern bezahlen!
Und so laut ich nur will auf den Bierbänken
prahlen."

Und seit so viel Thaler im Kasten ihm blinken,
Ergiebt er sich ganz der Dame zur Linken;
Der Nachbar zur Rechten wird spottend verlacht;
Es wird nicht an Arbeit und Fleiß mehr gedacht;
Denn wer Hundert und Tausend im Kasten kann
zählen,
Der besinnet sich wohl, sich mit Arbeit zu quälen.

Zweitausend Franken zu commandiren!
Da konnt' er wohl jubelnd und schmausend stol-
ziren!
Zweitausend Franken! Er glaubt es oft kaum!
Er hielt es oft nur für Blendwerk und Traum
Und versucht er, den Werth nach Centimen zu
finden,
Ei so wollten vor Lust ihm die Sinne fast schwinden.

Er rannte zu Tischler, zu Schuster und
Schneider,
Bestellt einen Lehnstuhl und Stiefeln und Kleider,
Wie alles in Polkwitz Mode just war,
Bezahlt', ohne abzudingen gleich baar;
Und ein ganzes Heer Verwandt' und Gevattern
Mußte kommen, und mit ihm schmausen und
schnattern.

Die Maurergeräthe, ihm weiland so theuer,
Verdammt er lustiges Muthes zum Feuer;
Doch fällt ihm der Nachbar noch rasch in die Hand,
Und rettet das Werkzeug vom kläglichen Brand,
Und beredet sogar ihn zum heiligen Eide,
Daß er nimmer so was ihm thue zu Leide.

Die Nachbarin aber verlacht sein Versprechen;
Und weil Hans Matz doch den Eid nicht will
brechen,
So willig er auch ihr leihet sein Ohr:
So schlägt sie den spaßhaften Ausweg ihm vor,

Auf dem nassen Wege von dem sich zu trennen,
Was der Nachbar nicht wollte lassen verbrennen.

Gesagt, gethan. Sie machen zum Kahne
Das Kalkfaß, geschmückt mit papierener Fahne,
Auf welcher von Matzens eigener Hand
Mit derben Zügen geschrieben stand:
„Fahre hin! und wer in die Hand dich will nehmen,
Den erklär' ich zum Narren! deß soll er sich schämen.“

Beladen mit Schurzfell, Pinseln und Kellen,
Vertrauen sie nun das Kalkfaß den Wellen
Des Flüßchens, das hinten die Gärtchen umrauscht.
Sie wissen es, daß sie der Nachbar belauscht;
Und sie treiben das Schiffchen nach seinem Gestade,
Und entlaufen dann lachend auf heimlichem Pfade.

Erst jetzt ist Matzen ganz wohl in dem Hause,
Nun stört ihn bei keinem festlichen Schmause
Der Anblick der alten Geräthschaft mehr;
Auch wird es den Gästen nun nicht so schwer,
Seinen vorigen niedern Stand zu vergessen,
Und devoter die Bücklinge abzumessen.

Nun wünscht sich Matz nur Methusalems Leben,
Um ganz zu genießen, was Gott ihm gegeben;
Doch leider bedurfte der arme Wicht
Hiezu so unendlichen Alters nicht,
Denn zu bald nur ging, ach, sein Reichthum zu Ende!
Und vergebens rang er zum Himmel die Hände.

Die Nachbarin meinte, er sei wohl bestohlen,
Und ließ zu Hülfe Gerichtsdiener holen;
Die wußten aber kein tröstliches Wort,
Und eilten mit spöttischem Lachen fort.

Auch verschwanden die besten Gesellschaftleister,
Denn Herr Schmalhans wurde nun Küchen-
meister.

Hans Matz war bereit, aufs neue zu erben,
Allein es wollte kein Vetter sterben;
Er floh zum Lotto, doch das auch verließ
Ihn jetzt, so bewährt es auch einst sich bewies.
Es verließ ihn sogar auch die Wünschelruthe,
Und von Tag zu Tag ward ihm böser zu Muthe.

Da kommt der Nachbar mit ernsthafter Miene,
Und mahnt aufs neue zum Fleiße der Biene.
Aufs tiefste seufzet der arme Matz
Um seinen so schnell vergeudeten Schatz;
Doch die Nachbarin kommt ihm zu Hülfe gelaufen,
Und beredet ihn Kleider und Stuhl zu verkaufen.

Er thut es, um endlich sein Glück zu er-
zwingen;
Jetzt soll und muß ihm ein Wagstück gelingen.

Er geht zum Spieltisch, und wagt, und wagt
Manch hohes Paroli unverzagt
Auf die Dame, die er sich auserkohren,
Bis er endlich den letzten Thaler verloren.

Nun rauft er sich fluchend die Haar' aus
dem Kopfe!
Kein Geld in dem Beutel! kein Fleisch in dem
Topfe!
Im Küchenschrank nur ein einziges Brod!
Im Anmarsch draußen der Hungertod!
Ach, wie wünscht er zurück itzt das Handwerks-
geräthe,
Das er leider so thöricht verstieß und verschmähte!

Es zieht, unter kläglichem Thränen-Ergusse,
Die Nachbarin ihn durch den Garten zum Flusse,
Auf den sie weiland das Schiffchen gesetzt;
Und weil das nirgends zu sehen ist jetzt,

So verflucht sie das Leben, und reißt in die Wellen
Mit hinab den verzweifelnden Unglücksgesellen.

Zu Hülf' aber kommt ihm der Nachbar gesprungen,
Und ruht nicht, bis er dem Tod ihn entrungen;
Er setzt ihn am sonnigen Ufer ins Gras,
Und holt aus dem Haus das bewimpelte Faß,
Mit der Ladung des Schurzfells, der Pinsel und Kellen,
Das er klüglich entrissen dem Spiele der Wellen.

Geheilt vom sonstigen thörichten Wahne,
Las Matz mit Beschämung die Inschrift der Fahne,
Und reichte dann dankbar dem Nachbar die Hand.
Ersäuft war die Nachbarin Unverstand;
Und dem Nachbar Wohlbedacht ganz nun ergeben,
Führte Matz nun ein beßres, verständiges Leben.

A. G. Eberhard.

Räthsel.

Vier Geschwister hold und freundlich
Sprechen immer bei mir ein;
Werth sind mir die Drillingsbrüder,
Lieber noch ihr Schwesterlein.

In mein Fenster lugt der Erste,
Durch die Reben, durch den Baum,
Schüttelt frischen Muths die Zweige
Und verscheucht mir Schlaf und Traum.

Doch wer kann dem Knaben zürnen,
Der so süße Gaben beut,
Edelsteine auf die Halme
Silber auf die Rosen streut?

— —

Wall' ich froh an seiner Seite,
Naht der andre Schalk, und faßt
Mich am Arme, spricht zu jenem:
Fort! der Dichter ist mein Gast.

Labte jener mehr das Auge,
Dieser sorgt auch für den Gaum,
Schmückt den Tisch mit leckern Speisen,
Füllt das Glas mit Feuerschaum.

Bin ich dessen Rosen müde,
Macht sein Glühn mir Ueberdruß,
Spricht er: Ei, ich kann ja gehen!
Und mir winkt des dritten Gruß.

Traun, das ist ein sanfter Schwärmer,
Führt zur Bank mich, grün belaubt,
Flötet heim die müden Heerden,
Hebt der Blumen mattes Haupt.

Immer möcht' ich bei ihm bleiben,
Weilen stets an seiner Brust,

Winkte mir im Arm der Schwester
Nicht noch schöner Lieb' und Lust.

Und sie kommt im dichten Schleier,
Hold und züchtig, süß und hehr,
Und ich denk' der Drillingsbrüder,
Denk' an keinen Kummer mehr.

Denn der Schäferstunde Wonne
Harrt des sel'gen Dichters nun,
Und sie flüstert: Komm, du Lieber,
Sollst an meinem Busen ruhn!

F. Kind.

An Lelio.

Ich dachte traun! von deinem Werthe,
Du Rabulisten-Aga, schlecht,
Bis mich das Sprüchlein: „Größtes Recht
Ist größtes Unrecht“ flugs bekehrte.
Du bist der größte Rechtsgelehrte.

Haug.

Als eine muthige Deutsche eine Luftreise allein unternahm. (*)

Daß Frau'n sich in die Luft erheben,
Das wird den Wolkenweg bald ungemein beleben:
Denn ihnen ist die Kraft verliehn,
Die Männer alle nachzuziehn.

Langbein.

(*) In Berlin, im April 1811.

Die Genesung.

Die gelben Blätter waren gefallen; der graue Nebel stand, wie ein Gespenst, auf der Stoppel; was gegrünt und geblüht auf der Höh' und in der Tiefe, lag weit umher in Tod und Verwesung. Der Forst und die Wiese, das Feld und der Garten waren wie Gottes-Aecker, und der Brodem der Luft wie stehendes Gewässer.

Da rauschte herab, dumpf und hohl, der Engel des Todes, gesandt von dem furchtbar waltendem Verhängnisse. Er stand, dunkel wie die Nacht, auf einer schwarzen Wolke, und schüttelte schweigend die Urne, und goß aus die Loose des Verderbens über Stadt und Land.

Und wie die Namen entfielen der Urne, schauerte es durch die Natur wie leises Seufzen; und der Greis, und die Braut, und das neu-

geborne Kind schlossen das Auge und schliefen tiefen, ewigen Schlaf. Und der Trauersaum der Leidtragenden ward gesehn auf allen Straßen; und die Todtengräber gruben, und die Todtenglocken läuteten durch Stadt und Land!

Ich aber lag auf dem Angesichte betend im Staube, denn Schauer des Todes durchrieselten mir Mark und Gebein, und böse Ahnung zitterte durch die Seele, ob mein Name werde genannt von dem Engel über der schwarzen Wolke; und ich lag in bangem Harren zweimal zwei Monden; und die Todtenglocken läuteten durch Stadt und Land.

Aber mein Name war nicht gefallen aus der Urne. Und als ich aufschaute, hoffend und zagend, siehe da leuchtete die Glorie der Sonne, und Ströme des Lebens flossen von ihr aus durch den reinen Aether; und aus der Bläue des Himmels senkte sich eine helle Wolke tiefer und tiefer.

Wer ist die Lichtgestalt auf der Wolke, das

Gewand wie Morgenröthe? — Es ist der Engel der Genesung. Er zeichnet mit seiner Rechten die vier Winde, und gießt aus über das Menschengeschlecht die güldne Schaale des Segens.

Und ich richtete das Haupt empor, und wandte das Antlitz gegen den Himmel. Da war verschollen das Trauer=Geläute, und liebliches Saitenspiel erklang vom Aufgange bis zum Niedergange; und sie tranken Alle mit mir heilbringenden Odem, und die Sennen wurden stark, und Alle wandelten einher in Kraft und Fülle.

Mögen sie ruhen Alle, die schlafen gingen die lange Nacht! Wir aber freuen uns des Frühroths und Spatroths, und der freundlichen Gabe, die die flüchtige Stunde verleiht, und preisen, fröhlich empfangend, den Vater der Liebe.

Schmidt von Lübeck.

Der Magnet.

Ein Schluck Philosophie, im Hörsal eines
Weisen,
Hat jämmerlich Paulinens Kopf verdreht,
Doch liebt sie Paul und sagt: ihm sei sie ein
Magnet. —
Da der nur Eisen zieht, so ist wohl Paul
von Eisen,
Und mag darob sein Schicksal preisen:
Denn spannt er einst mit ihr ins Ehejoch sich
ein,
Wird eiserne Geduld ein guter Hausrath
seyn.

Langbein.

Geständniß.

Du fragst, Pauline, was mir fehlt? —
So höre: Was mich preßt und quält,
Wie Keinen je Gott Amor quälte,
Was Leiden zeugt in Herz und Haupt,
Was mir den süßen Schlummer raubt,
Wogegen sich kein Sultan stählte,
Was meinen Busen oft beklemmt,
Was plötzlich meine Sprache hemmt,
Was Freund und Nachbar ahnen mußten,
Die Quelle meiner stillen Weh'n —
Vergieb! Ich will es dir gestehn —
Hem! Hem! — ist ein verdammter Husten.

Haug.

Die Tulpenzwiebel.

„Also glauben Sie wirklich, daß Kinder von einerlei Aeltern, bei einerlei Grundsätzen und Maaßregeln, dennoch nicht einerlei Erziehung erhalten.“

Allerdings glaub' ich das, wenn schon die Abweichungen von der Hauptnorm nicht immer sehr ins Auge fallen. Jeder Eindruck wirkt ja schon an sich verschieden, und da Kinder erst hinter einander auftreten, wie viel Eindrücke sind nicht bei den ältern vorhergegangen, welche die jüngern nicht empfangen haben; und wie viele Handlungen, die sie einzeln begehen, wirken nicht wieder einzeln auf sie zurück.

„Ich gebe das zu, aber eine eigentliche Verschiedenheit in den Gemüthsarten kann doch nur durch wichtige und starke Eindrücke hervorgebracht werden, denn die schwächern und

unbedeutenden werden ja durch Lehre, Beispiel und Gewöhnung wieder ausgeglichen.“

Was nennen Sie unbedeutend? Es giebt durchaus keine Handlung, die wir dafür erklären dürfen; und diejenigen, welche am gleichgültigsten scheinen, können oft weit größere Wirkungen hervorbringen, als solche, die große Erwartungen erregen. Wir würden erstaunen, wenn uns immer die wahren Veranlassungen zu großen Begebenheiten bekannt würden.

„Das kann wohl zuweilen der Fall seyn, aber zu weit gegangen wäre es doch, wenn wir im gemeinen Leben bei jeder gleichgültigen Handlung an wichtige Folgen denken wollten.“

Keinesweges; ich wünschte vielmehr, daß Kinder recht frühzeitig an diese Vorstellung gewöhnt würden, und daß man ihnen diese Wahrheit durch Beispiele in kleinen Erzählungen recht anschaulich zu machen suchte. Frühe Gewöhnung an die Folgen jeder Handlung zu denken, würde den Leichtsinn im Zaum halten

und Vorsicht ohne Aengstlichkeit bewirken; und wie viel wäre schon gewonnen, wenn dadurch auch nur absichtlich böse Handlungen verhindert würden!

Unter diesem Gespräch waren wir eben ans Fenster getreten, von welchem man die Aussicht auf den anstoßenden Garten hatte. Vermuthlich, sprach ich, ist die Geschichte der vermeinten Kindermörderin, die so viel Aufsehen gemacht hat, auch zu Ihnen gedrungen: aber schwerlich haben Sie selbige in dem gehörigen Zusammenhange erfahren. Sehen Sie, dieser Garten hier war der Schauplatz, wo das Unglück begann. Die Begebenheit war schrecklich, und die Veranlassung dazu, die eigentlich nur mir und dem unglücklichen Urheber bekannt ist, war — eine Tulpenzwiebel.

„Wie? eine Tulpenzwiebel? — Sie machen mich äußerst neugierig.

Nichts als eine Tulpenzwiebel! — Hören Sie also.

Der alte Lustner, dem dieser Garten gehörte, war ein reicher Filz von Kaufmann, der fleißig in die Kirche ging, den Armen nur vor der Hausthüre gab, und sich bei Leuten, die blos auf das Aeußere sahen, in den Ruf der Frömmigkeit gesetzt hatte. Im Grunde aber war er ein karger, wucherischer Mann und ein scheinheiliger Wollüstling. Da er mit Niemandem umging, diente ihm dieser Garten, wenn er seinen Mammon gehörig unter Verschluß gebracht hatte, zum täglichen Zeitvertreib. Hier rauchte er seine Pfeife, trank seine Flasche Bier, und ging die meiste Zeit, zwischen den Hecken und Gittern auf Wucher sinnend, auf und ab, oder weidete seine lüsternen Augen an der wunderschönen Tochter seines alten Gartenmanns, den er blos noch ihretwegen duldete.

Der Garten ist, wie Sie sehen, keineswegs so groß, daß er einer täglichen Pflege bedurfte,

daher auch der alte Mann nur einen kleinen Jahrgehalt erhielt: aber Lustner verlangte, daß die Tochter täglich einige Stunden kommen sollte, weil es doch immer etwas zu jäten oder zu begießen gäbe, und bezahlte ihr dafür noch eine Kleinigkeit. Ablehnen ließ sich das nicht; der Vater kam also immer mit und half ihr, oder machte sich sonst etwas zu thun. Das war aber dem alten Fuchs nicht gelegen, denn er wollte die Tochter allein haben; indeß wußte er sich damit zu helfen, daß er den Vater bald da bald dorthin schickte, um nur Gelegenheit zu bekommen, das Mädchen in die Backen zu kneipen oder sonst zu betasten.

Röschen war in der That ein allerliebstes Mädchen, das mich oft selbst an das Fenster zog. Sie war überaus schön und lieblich, und schien die Unschuld selbst zu seyn. So ärmlich sie auch gekleidet war, so sah sie doch immer reinlich und sittsam aus. Sie hatte dem Vater geklagt, welchen Angriffen sie bei Herrn Lust-

ner ausgesetzt sei, und wünschte gar nicht mehr zu ihm in den Garten gehen zu dürfen; aber dann war der arme Vater um sein Jahrgeld, und dieß war die einzige sichere Einnahme, auf die er bei seinem Alter hatte rechnen können. Viel lieber wäre sie in Dienste gegangen, aber ihren alten redlichen Vater, der sie so herzlich liebte, konnte sie unmöglich sich allein überlassen. Sie blieb also bei ihm, und da ihr der Vater versprach, sie zu Herrn Lustner nie allein gehen zu lassen, so unterzog sie sich seinen Garten-Arbeiten nach wie vor.

Lustner hatte einen einzigen Sohn, der ganz das Gegentheil seines Vaters war. Er hatte einige Jahre in Hamburg gelebt, und kehrte nun in die väterliche Handlung zurück. Die Gesinnungen Beider waren zu verschieden, als daß sie sich einander angezogen hätten; denn so wenig sich auch der gutdenkende Sohn gegen seinen Vater zu Schulden kommen ließ, so hatte dieser doch immer viel gegen ihn einzuwenden

Er war ihm nicht knauserich, nicht habsüchtig genug, und die Vorstellungen, die er ihm zuweilen machte, waren ihm zuwider. Außer dem Comptoir und der Tischzeit sahen sie einander fast gar nicht, und so blieb der Alte in seinem Garten ungestört.

Er hatte nur zweierlei Blumen-Liebschaften, auf die er etwas verwendete: Tulpen und Malven. Die Tulpen hatte er unter Namen, und das Verzeichniß darüber führte er selbst, so wie er die Zwiebeln, wenn sie aus der Erde genommen wurden, selbst in Verwahrung nahm, und jeder ihre Nummer beifügte. Er hatte einige sehr seltene darunter, und besonders eine, deren Werth er seinem Gartenmanne prahlerisch zu fünfhundert Gulden angegeben hatte. Eben nahte sich wieder die Zeit, wo die Zwiebeln gelegt werden mußten, als er ein heftiges Podagra bekam und nicht von der Stelle konnte. Er hoffte, daß es sich bald wieder geben sollte, und verschob das Legen der Zwiebeln

von einer Zeit zur andern, aber das Podagra wollte durchaus nicht weichen, und nun war keine Zeit mehr zu verlieren. Sein Sohn erhielt also den Auftrag, die Zwiebeln nach seiner Vorschrift in die Erde bringen und jede mit der dazu gehörigen Nummer bezeichnen zu lassen. Dabei empfahl er ihm kein Auge von dem Alten zu verwenden, ob er gleich nie einen Beweis von Unredlichkeit an ihm bemerkt hatte.

Hier sah der junge Lustner das schöne Röschen zum ersten Male, und ward wunderbar von ihrer züchtigen Anmuth ergriffen. Er besorgte den Auftrag seines Vaters mit getreuer Pünktlichkeit, und getraute sich bei diesem Geschäft kaum einmal auf das liebliche Mädchen hinzublicken, was an einem andern Orte das erstorbene Laub zusammen schoberte. Die Zwiebeln waren endlich gelegt, die Erde wieder gleich, und nun mußte der junge Mann doch auch das Laub betrachten, womit bei eintretendem Frost die Beete bedeckt werden sollten.

Ich stand eben noch am Fenster, als ein Bekannter mit seiner gewöhnlichen frohen Laune bei mir eintrat. Ich wollte ihn zum Sitzen nöthigen, aber damit war ihm nicht gedient. Sie waren am Fenster, sprach er, lassen Sie mich neben Ihnen stehen, wir können da eben so gut mit einander schwatzen. Das Gespräch betraf einige Lustbarkeiten, und in der Lebhaftigkeit des Gesprächs ergriff er eine von den frühen roth und gelb blühenden Tulpenzwiebeln, die ich auf einem Blumentopfe zum Einsetzen liegen hatte, und warf sie in Lustners Garten auf die eben fertig gewordenen Tulpenbeete. Halt! sprach ich, als er in der Zerstreuung eine zweite ergreifen wollte: diese Zwiebeln gehören zu meiner Blumenzucht im Fenster, und den alten Lustner würden Sie sich schlecht damit verbinden, denn er hat lauter seltene Tulpen und duldet durchaus nichts gemeines. Indem kam Röschen gegangen und sah die Zwiebel auf dem Beete liegen. Sie glaubte, der Vater

hätte sie vergessen, und drückte sie dicht an dem dabei befindlichen Nummerholze in die Erde.

Mein Gesellschafter hatte mich bereits um Verzeihung gebeten; aber itzt trat er lachend zurück, und sah schon im Geiste, was der alte Nußknacker, wie er Lustnern nannte, beim Aufblühen des seltenen Tulpchens, für Augen machen würde. Ich hingegen dachte dabei unwillkührlich an den armen Gartenmann und schwieg. Das Gespräch fiel nun auf den jungen Lustner. Mein Gast, der ihn schon jünger gekannt hatte, wußte viel zu seinem Lobe zu sagen, aber er war ihm nur nicht munter, nicht lustig genug.

Seitdem sah ich den jungen Lustner mehrere Male im Garten, aber immer mehr mit dem Vater als der Tochter im Gespräch. Indeß spann sich hier ihre traurige Geschichte an, die mir durch Röschens würdigen Beichtvater, dessen Freundschaft ich mich rühmen darf, mit allen Umständlichkeiten bekannt geworden ist.

Die gute Begegnung des jungen Küstners hatte dem Alten Muth gemacht, ihm seine Noth zu klagen und ihn zu bitten, seinen Vater zu vermögen, daß er ihm für die Besorgung des Gartens etwas zulegen möchte. Dabei hatte er ihm mit rührender Wärme erzählt, wie seine Tochter bis in die späte Nacht hinein säße und spänne, um ihn dann und wann einmal mit etwas Fleisch oder einem Trunk Bier erquicken zu können. Das Lob des lieben Mädchens und ihrer stillen und frommen Lebensweise hatte ihn zu einer Beredsamkeit begeistert, wie sie nur das innigste Gefühl von Wahrheit einzuflößen vermag. Der junge Mann war dadurch außerordentlich bewegt worden. Mein Vater, hatte er ihm zur Antwort gegeben, geht nicht gern von seinen bestimmten Ausgaben ab; aber beruhiget euch, ihr sollt monathlich einen Zuschuß von mir erhalten, nur darf kein Mensch etwas davon erfahren. Hierauf ging er mit ihm auf die Seite, wo er nicht

bemerkt werden konnte, und händigte ihm den ersten Zuschuß ein. Dem alten Manne liefen die Augen über; er wollte die Tochter herbei rufen, ihm danken zu helfen, aber Lustner verhinderte es. Doch sagte er ihr nachher im Vorbeigehen: du bist ein gutes, braves Mädchen; sei ferner so tugendhaft und treu gegen deinen Vater, dann wird dich Gott gewiß segnen.

Die sittsame Röthe, die ihr Gesicht überflog, lieh ihr einen Reiz, der auf den jungen Mann einen unauslöschlichen Eindruck machte. Er sah sie von nun an nicht mehr im Garten, aber ihr Bild schwebte ihm überall vor Augen. Er bemühte sich es los zu werden, aber es wollte ihm nicht gelingen; er warf sich in Zerstreuungen, die er sonst nicht liebte; aber der Gedanke an Röschen folgte ihm in sein Zimmer und stand des Morgens wieder mit ihm auf. Wozu soll das führen? fragte er sich selbst. Er war sich durchaus keiner unedlen Absicht be-

wußt; kein Reiz von Sinnlichkeit hatte Theil an seinen Empfindungen, und ernstere Wünsche — wie konnten solche, in seinen Verhältnissen, Raum bei ihm gewinnen? Er nahm sich fest vor, sie nicht wieder zu sehen. Aber wer sollte dem Alten den monathlichen Zuschuß bringen? Er mochte keine Mittelsperson dazu gebrauchen, und so mußte er es freilich selbst thun.

Röschen war achtzehn Jahre alt. Noch hatte kein Mann einen Eindruck auf ihr Herz gemacht. Lustner hatte sich so gütig gegen sie benommen, hatte sie gelobt, was noch von Niemandem als von ihrem Vater geschehen war, und, was ihr mehr galt als das alles, er unterstützte ihren armen Vater. Dieß machte ihn ihrem Herzen werth, aber es war Dankgefühl, es war sanfte Ehrfurcht, die sie für ihn fühlte. Sie wünschte ihn wieder zu sehen, und dieser Wunsch trieb sie zu noch emsigerem Fleiße, zu noch größerer Sorgfalt für ihren Vater an.

Der Monath verstrich, und der von Vater und Tochter Ersehnte kam und reichte dem Alten den versprochenen Zuschuß. In Röschens heitrem Gesichte stieg ein himmlisches Morgenroth auf, das Lustnern keineswegs entging. Sie hatte ihr Spinnrad verlassen, um dem verehrten Geber die Hand zu küssen; es war geschehen, ehe er es hindern konnte. Das Mädchen erschien ihm unbeschreiblich reizend; doch beschäftigte er sich mehr mit dem Alten, und richtete nur dann und wann einige freundliche und gutmüthige Worte an Röschen. Er bemerkte, daß es kalt bei ihnen sei, und versprach dem Alten, ihm nächstens etwas zu Holz mitzubringen. . . . .

Lustner ging noch bewegter hinweg, als er gekommen war, und Röschen sah ihm mit klopfendem Herzen nach. Sie fühlte für ihn, aber sie verstand sich selbst nicht. Der Alte erhob seinen Edelmuth und seine Uneigennützigkeit mit einem Feuer, das in Röschens Brust noch

tiefer zündete. Der Augenblick war gekommen, der Wohl und Weh über sie alle verhängte.

Lustner hielt sein Versprechen bald; aber er hätte es auch gehalten, wenn Röschen an seinem frühern Wiederkommen keinen Theil gehabt hätte. Er sah sie wieder, und bemerkte mit geheimer Freude, daß ihr Herz an dem seinigen hing. Er hatte lange mit sich gekämpft: diese Entdeckung entschied für seine Neigung unwiderruflich. Beim Weggehen hatte er ihr die Hand gedrückt und an ihren gesenkten Augen eine Thräne gesehen. Diese Thräne war ihm heilig. Von nun an überließ er sich ganz der Liebe, die sein Herz erfüllte. Aber seine Absichten waren rein; über Vorurtheile war er hinweg; nur seinen Vater mußte er schonen, weil er bestimmt wußte, daß dieser in eine Verbindung mit ihr nie willigen würde.

Jetzt erlaubte er sich seine Besuche öfter zu wiederholen. Eines Tages traf er Röschen allein zu Hause. Er benützte diese Gelegenheit. Die

Reinheit seines Herzens gab ihm Sprache der Ueberzeugung, und das Vertrauen des ihrigen, das ihm schon gehörte, nahm sein Gelübde mit heiligem Glauben auf. Der Liebende nahm die Geliebte in seine Arme und gab ihr den keuschen Kuß der Verlobung.

Die Feier ihrer liebenden und schuldlosen Herzen zu schildern, ist nicht meine Absicht: ich berühre sie blos, um keinen wesentlichen Umstand ihrer Geschichte zu übergehen. Sie waren glücklich, aber ihr Glück sollte vor dem alten Vater noch Geheimniß bleiben. Lustner wollte erst wegen der Zukunft mit sich zu Rathe gehen, und nach gefaßtem Entschluß ihm offen und ehrlich seine Absicht entdecken.

Der Alte sah indessen wohl, daß zwischen beiden ein traulicheres Wesen eingeschlichen war, aber er hatte keinen Argwohn darüber, denn Lustner hatte ja seine Tochter selbst zur Tugend ermahnt. Er sah nichts darin als Wohlwollen und Dankbarkeit. Als er sie aber eines Tages

in einer herzlichen Umarmung überraschte, da schrak er heftig zusammen, da versagte ihm die Stimme, und kaum konnte er die Bank erreichen, um nicht an den Boden zu sinken. Ruhig trat Lustner vor ihn hin und wollte sich rechtfertigen. Aber der Alte schüttelte wehmüthig mit dem Kopfe. So hab' ich mich doch in Ihnen geirrt! hub er an. Um diesen Preis mag ich Ihre Wohlthaten nicht; Sie nehmen mir dadurch mehr als Sie geben können. Verlassen Sie uns und stören Sie uns nicht weiter — ich will hoffen —

Daß Röschen noch eben so unschuldig und tugendhaft ist als sie war, fiel itzt Lustner ein: das kann ich mit reinem Gewissen betheuern. Hierauf entdeckte er ihm seine ernste Absicht und verlangte seine Einwilligung. Solche Worte, erwiederte er mit bitterm Lächeln, können nur ein unerfahrnes Mädchen bethören, aber keinen so alten Mann wie ich bin. Doch gesetzt auch, Sie meinten es ehrlich, wie dürften Sie wohl

einen Gedanken fassen, den Ihr Herr Vater nimmermehr billigen würde. Also lassen Sie uns in unserer Unbescholtenheit und Armuth.

Lustner hatte einen schweren Stand. Er sah, daß er den Alten nicht auf einmal überzeugen würde, und war auch nicht vorbereitet genug, ihm die Möglichkeit seines Worthaltens aus einander zu setzen. Gut! ich verlasse Euch itzt, sprach er; es thut mir weh, daß Ihr mich verkennt, aber Ihr sollt schon besser von mir urtheilen. Und du, mein geliebtes Röschen, laß indessen deine Unschuld und Tugend das Wort für mich reden! Wenn ich wiederkomme, will ich die Beweise meiner Redlichkeit in Eure Hände niederlegen.

Als er weggegangen war, fiel Röschen ihrem Vater um den Hals und vertheidigte ihren Geliebten. Er meint es gewiß ehrlich, schluchzte sie laut; er will Euch Eure alten Tage leichter machen, und das wird er auch; das hat er mir heilig versprochen. Traut ihm nur! — Der

Vater streichelte ihr die Backen, und wollte ihre Hoffnung nicht auf einmal niederschlagen, allein er sah nichts als Gefahr und Unglück vor Augen. Nun, wir werden ja sehen, was für Beweise er uns geben wird, sprach er in beruhigendem Tone.

Dem jungen Lustner ward doch ein wenig bang ums Herz, als er nun ernstlich nachsann, wie er sein Vorhaben ins Werk richten könnte. Röschens Vater hoffte er schon durch eine schriftliche Erklärung zufrieden zu stellen: aber mit dem seinigen konnte es fast nicht anders als zum Bruch kommen, wenn er sein gegebenes Wort erfüllen wollte. Dieser Bruch konnte ihm in Ansehung des ansehnlichen väterlichen Vermögens nachtheilig werden, aber mit dem mütterlichen konnte er schon itzt nach Gutbefinden schalten. Dieß war freilich nicht beträchtlich, aber doch immer bedeutend genug, eine eigne Handlung anzufangen. Dennoch sollten erst Umstände die Ausführung dieses Vorhabens herbei führen,

wozu sich binnen einem oder zwei Jahren schon Gelegenheit finden würde. Und erst dann, wenn er sich von seinem Vater getrennt und sich an einem andern Orte niedergelassen hätte, wollte er ihn um die Einwilligung zu seiner Verheirathung bitten, wobei er ihn über seine Wahl schon zu täuschen hoffte; im Fall er sie aber verweigerte, war er entschlossen, auf seinen Vater keine Rücksicht weiter zu nehmen.

Um Röschens Vater nicht lange in Zweifel zu lassen, setzte er sogleich ein förmliches Eheversprechen auf, worin er Röschen für seine Verlobte erklärte, und ihr alle Rechte einer wirklichen Gattin zusicherte. Hier, sprach er, bringe ich Euch die Bürgschaft für meine Ehrlichkeit; leset sie und verwahret sie dann, bis ich mein Versprechen erfüllt habe. Der Alte las, und ließ ihm zwar in Ansehung seiner Aufrichtigkeit Gerechtigkeit wiederfahren, aber seine Bedenklichkeit war dadurch keineswegs gehoben, denn er sah nichts als Unmöglichkeit vor Augen.

Itzt theilte ihm Lustner seinen ganzen Plan mit, und versprach zugleich, sein ihm verlobtes Röschen zur Erbin seines Vermögens einzusetzen, falls er eher sterben sollte, als er sein Versprechen ausführen könnte. Dennoch suchte ihn der Alte noch immer davon abzubringen, und wollte ihm das Eheversprechen wieder aufdringen, aber Lustner nahm es nicht an, und Röschen legte sich bittend dazwischen.

Die Zeit war nun wieder da, wo in den Gärten die ersten Vorbereitungen gemacht werden. Der alte Lustner ließ das auch in dem seinigen thun, aber Röschens Vater ging allemal mit schwerem Herzen hin. Eine Reihe von warmen Tagen hatte schon manche Frühgewächse herausgelockt, und hie und da bohrten sich schon die Tulpen aus der Erde; aber eine darunter, welche der Nummer zufolge die Hauptblume seyn mußte, hob sich schneller, aber so ärmlich empor, wie das von einer so starken Zwiebel gar nicht zu erwarten war. Der alte

Lüstner schüttelte den Kopf, und brummte gegen den Sohn, daß er die Zwiebeln verwechselt haben müsse, aber dieser behauptete fest, daß er ganz seiner Vorschrift gemäß gehandelt hätte. Als nun aber das kleine Tulpchen sich zu entfalten anfing, und er nichts als eine gemeine Frühtulpe erblickte, dergleichen er freilich nie gehabt hatte, da ergrimmte er vor Wuth, und sein natürliches Mißtrauen flüsterte ihm die Gewißheit zu, daß seine Hauptzwiebel von dem alten Gartenmann entwendet worden sei. Inzwischen beschloß er noch zu schweigen, bis die übrigen zur Flor kämen; aber die Hauptblume war und blieb weg, und bei dem Nummerholze, wo sie gelegt worden, hätte sich, außer der Frühtulpe, durchaus nichts gezeigt. Izt brach auf einmal das Ungewitter über den alten Mann los: er hieß ihn einen Spitzbuben über den andern, und behauptete, daß er seine Hauptzwiebel gegen dieses erbärmliche Ding vertauscht hätte; was er eben aus der Erde riß

und ihm ins Gesicht warf. Vergeblich betheuerte der Alte seine Unschuld: der aufgebrachte Polterer griff nach einer abgebrochenen Latte und jagte ihn unter fortwährendem Schimpfen zum Garten hinaus.

Sein Sohn mußte die bittersten Vorwürfe darüber hören, daß er nicht besser Acht gehabt hätte. Umsonst suchte dieser den alten Mann zu vertheidigen. „Die Zwiebel kann ja verfault seyn“ sprach er. „Und sich dann in eine gemeine Frühtulpe verwandelt haben?“ schrie der Vater höhnisch. „Ich habe ja dergleichen elendes Zeug nie in meinem Garten gehabt.“ Darauf wußte nun der Sohn freilich nichts zu erwiedern, ob er gleich von der Unschuld des Alten vollkommen überzeugt war.

Röschen war außer sich, als sie von ihrem gebeugten Vater erfuhr, was vorgegangen war. Sie dachte nicht mehr daran, daß sie die verhängnißvolle Zwiebel, die dem Anscheine nach wider ihren Willen zeugte, selbst in die Erde ge-

drückt hatte. Sie suchte ihn mit Liebkosungen zu beruhigen, und so bänglich ihr selbst war, daß ihr Geliebter und Wohlthäter sie deswegen aufgeben könnte, rief sie doch: Er wird kommen, ja gewiß, er wird kommen und alles wieder gut machen.

Und er kam, und mit ihm Trost und Hülfe. Von nun an, sprach er zu dem betrübten Alten, betrachte ich Euch als meinen Vater; von nun an hängt Ihr ganz von mir allein ab. Kümmert Euch nicht, Ihr sollt weder Noth leiden, noch um Arbeit betteln. Damit aber unser Verhältniß noch verborgen bleibe, so geht und sucht einen abgelegenen Garten in Pacht zu bekommen, der vom Besitzer wenig oder gar nicht betreten wird und, wo möglich, einen Eingang hat, durch welchen ich unbemerkt zu Euch kommen kann. Hier habt Ihr Geld, um nöthigen Falls einen Theil des Pachts vorausbezahlen zu können. Der Alte drückte ihm schweigend die Hand und hob die Augen gen Himmel. Es blieb

ihm nichts übrig als die dargebotene Hülfe anzunehmen. Röschen scheute sich nicht mehr, ihren Verlobten im Angesicht des Vaters zu umfassen. Nun, wenn es Gottes Wille ist, rief er aus, so sei es!

Ein Garten war bald gefunden. Er hatte alle Erfordernisse, die Lustner gewünscht hatte, nur das nicht, was ein mäßiges Auskommen versprach. Doch darauf kam es nicht an, und so ward denn die neue Wohnung ohne Aufschub bezogen. Lustner gab Geld zu Anschaffungen, die zu mehrerer Bequemlichkeit dienten, ohne in die Augen zu fallen. Der Alte ließ nun alles ohne Widerspruch geschehen, aber sein Wesen wurde von dieser Zeit an stiller und zerstreuter. Röschen hingegen glaubte nicht glücklicher werden zu können, denn nun konnte sie sich ihrem liebenden Herzen ungestört überlassen. Sie horchte mit Entzücken, wenn der Geliebte sie in seine Arme schloß und sie küssend sein liebes Weibchen nannte. Ihre gegenseitige Liebe

konnte nicht inniger werden, aber bald wurde es auch ihre Vertraulichkeit, ihr heimlicher Umgang. Der süße Name, den er ihr gab, führte unvermerkt dazu, und Röschen war in einer unbewachten Stunde zur Gattin geworden.

In dieser geheimen Vertraulichkeit lebten sie mehrere Monathe vergnügt und ruhig. Da ereignete sich ein Vorfall, der sie auf einige Zeit von einander trennte. Sein habsüchtiger Vater hatte sich in eine sehr bedeutende Unternehmung eingelassen, die großen Gewinn versprach, aber nach des Sohnes Ansicht höchst unsicher war. Dieser hatte sich daher nachdrücklich widersetzt, aber der Vater hatte ihm Feigheit und Mangel an Einsicht vorgeworfen. Itzt war der Fall eingetreten, wo sich nur zu wahr zeigte, daß der Sohn Recht gehabt hatte. Um zu retten, was noch zu retten war, mußte er eine weite Reise antreten, die ihn wenigstens einige Monathe entfernt halten konnte, und dabei war keine Zeit zu verlieren. Sogleich hinterbrachte er

Röschen und ihrem Vater, was nicht zu ändern war, und gab diesem so viel Geld als nöthig schien; seinem geliebten Weibchen aber händigte er im Geheim eine größere Summe ein, weil er über ihren Zustand, den sie selbst nicht zu beurtheilen wußte, wenigstens ungewiß war. Den Schmerz über den Abschied milderte er durch die Aussicht, den gegenwärtigen Vorfall bei seiner Zurückkunft zu einer Trennung von seinem Vater zu benutzen.

Als er an dem Orte seiner Bestimmung angelangt war, fand er, daß die Umstände noch schlechter und weit aussehender waren, als er sich selbige gedacht hatte. Es verging ein Monath nach dem andern, ohne daß er zu einem bestimmten Ziele kam; undausharren mußte er, wenn er wenigstens einen beträchtlichen Theil der aufs Spiel gesetzten Summe retten wollte. Was sein liebes Weib, wie er sie nun gegen sich selbst nannte, und ihr Vater denken würden, beunruhigte ihn, und zu schreiben

wagte er nicht. Auch hoffte er immer von einer Zeit zur andern seine Rückreise beschleunigen zu können.

Während dieser Zeit war Röschen hinter ihren wahren Zustand gekommen, der auch endlich ihrem Vater sichtbar ward. Er machte ihr keine Vorwürfe, sondern trauerte im Stillen darüber, denn ihm ahnete kein Glück daraus. Röschen war über nichts betroffen, als daß ihr Liebling so lange ausblieb. Wenn nur er wieder da war, dann war alles gut. Aber er kam immer noch nicht. Die Zeit rückte heran, wo sie Mutter werden sollte, aber sie war so unerfahren, daß sie über die Zeit völlig ungewiß war, und doch hatte sie nicht das Herz, sich Jemandem anzuvertrauen.

Eines Abends fühlte sie ungewöhnliche Bewegungen. Sie legte sich unter den sehnlichsten Wünschen nieder, daß ihr Geliebter bald zurückkommen möchte. Da pochte es plötzlich an die Hausthüre, und ein freudiger Schreck durch-

zuckte ihren Körper. In diesem Augenblick entwand sich die Bürde ihres Leibes, und die Arme wußte sich weder zu rathen noch zu helfen. Sie hörte, daß im Hause Lärm entstand und konnte doch nicht von der Stelle. Bald nahten sich starke Schritte die Treppe herauf, und rauhe Männerstimmen geboten ihr die Thüre zu öffnen. Mit der peinlichsten Angst sprang sie aus dem Bette, ohne fast des Kindes zu denken, von dem sie nicht wußte, ob es lebendig oder todt war, und warf sich in ihre Kleider.

In diesem Augenblick war auch schon die Thüre gesprengt. Ihr Spitzbuben-Gesindel! schrie der Gerichtsfrohn: den Augenblick bekenne, du leichtfertige Dirne, wo ihr die gestohlnen Sachen habt! Das arme Mädchen, was an sich schon sehr geschwächt war, sank aufs Bette und vermochte vor Schrecken und Ermattung kein Wort hervorzubringen. Dieses Schweigen ward für Bewußtseyn der Schuld genom-

men. Man fing an zu suchen, fand das von Lustner empfangene Geld, und packte alles, was an Sachen vorhanden war, in Tücher. Endlich riß man sie halb todt vom Bett auf, durchsuchte es, und fand zu Aller Erstaunen ein todtes Kind. Also nicht nur Diebin, sondern auch Kindermörderin? schrie der Gerichtsfrohn: nun, ihr sollt euern Lohn schon empfangen. Und ohne sich erholen, ohne sich verantworten zu können, ward die Unglückliche fortgeschleppt, während ihr armer Vater schon von andern Gehülfen weggebracht war.

Die Veranlassung zu dieser schrecklichen Verhaftung war folgende. Der alte Lustner hatte wieder einen Gartenarbeiter, der sich völlig in ihn zu schicken wußte, aber ein Erzschurke war. Gegen diesen hatte er den vorigen mehrmals einen Spitzbuben genannt, und auf dessen Rechnung räumte der verschmitzte Kerl, der sich sehr ehrlich stellen konnte, in einer dunkeln Nacht das ganze Gartenhaus aus. Der Verdacht fiel

sogleich auf den Tulpendieb, und der Markt-
helfer, auf den der alte Lustner große Stücke
hielt, bestärkte ihn darin, weil, wie er sagte,
der alte Dieb mehr in Hause zu seyn schiene
und sein feines Töchterchen viel schmucker als
sonst gekleidet sei, was doch schwerlich mit rech-
ten Dingen zugehen könne. Beweises genug
für den rachgierigen Lustner, um sogleich ge-
richtlich nachsuchen und sie verhaften zu lassen.

Der alte Mann hielt kaum das erste Ver-
hör aus; er erstaunte über die Beschuldigung,
die ihm zugemuthet wurde, noch mehr aber
über die Frage, ob er an dem Kindermorde sei-
ner Tochter durch Rath oder Vorwissen Antheil
genommen habe. Jene verneinte er mit ruhi-
ger Gelassenheit, aber bei dieser erstarrte er zu
Eis. Es gehörte wenig Menschenkenntniß da-
zu, um sogleich überzeugt zu seyn, daß der Alte
nicht einmal davon wußte. Mit schwacher
Stimme verlangte er seine Tochter zu sehen,
aber es ward ihm nicht bewilliget. Er wurde

in sein Gefängniß zurückgeführt, aus dem er auch nicht wiederkehrte. Geheimer Kummer hatte schon seit einiger Zeit an seinem Leben genagt: es bedurfte weniger als der letzten Schmach und des angeschuldigten Kindermords seiner Tochter, um das schwache Band, das ihn noch an das Leben knüpfte, vollends zu zerreißen. Er hatte seit seiner Verhaftung weder Brod noch Wasser angerührt, und am Morgen nach dem Verhör fand man ihn mit gefaltenen Händen todt am Boden.

Man verheimlichte der Tochter, der man eine Hebamme zugegeben hatte, seinen Tod, damit dieser auf ihre Aussage keinen Einfluß haben sollte. Die menschlich gesinnte Frau behandelte sie mit Sanftmuth und fragte ihr mit Behutsamkeit die Umstände bei ihrer Niederkunft ab. Aus Allem und hauptsächlich aus dem Jammer über ihr Kind erhellte, daß sie unschuldig war. Auch am Kinde war nicht die mindeste Gewaltthätigkeit zu entdecken, und es konnte

nicht einmal dargethan werden, daß es bei der Geburt wirklich gelebt habe. Gleichwohl konnten die Gerichten noch keine Rücksicht darauf nehmen, denn im Verhör schien sie, ohne auf die Fragen genau Acht zu haben, sich selbst mehr anzuklagen als zu entschuldigen; aber den Diebstahl lehnte sie bestimmt ab. Man hatte zwar von den angegebenen Sachen nicht das geringste entdeckt; dennoch bestätigte sowohl das gefundene Geld, als einiges Weißzeug mit dem Lustnerschen Zeichen, den erregten Verdacht. Hätte man das Eheversprechen, was der Alte nur zu gut aufgehoben hatte, zugleich mitgefunden, so wäre man darüber bald ins Klare gekommen; aber sie selbst schwieg davon, als ihr diese Sachen vorgelegt wurden, und erklärte bestimmt, daß sie darüber noch keine Auskunft geben könne. Man glaubte, daß sie selbige ihres Vaters wegen verweigere, und hinterbrachte ihr nun seinen Tod; aber diese schmerzliche Nachricht hatte keine andere Wirkung, als daß sie in trostlosen Jam-

mer ausbrach und feierlich seine und ihre Unschuld betheuerte.

Alle diese Stürme zogen ihr ein hitziges Fieber zu, in welchem sie oft den Namen Lußner nannte, der unter diesen Umständen keine Aufmerksamkeit erregte. Bei der Rückkehr ihrer Besonnenheit verlangte sie nach ihrem Beichtvater. Dieser vortrefliche Mann kam, und sprach ihr, ohne erst von Reue und Buße zu reden, so theilnehmend und tröstlich zu, daß sie ihm ihr ganzes Herz zu öffnen versprach, wenn er ihr geloben wolle, ihr Geheimniß so lange zu bewahren, als ein gewisser Umstand es erfordere. Der Geistliche gelobte es ohne Bedenken, und nun erzählte sie ihm ihre ganze Geschichte mit einer Unschuld und Wahrheit, die den braven Mann bis zu Thränen rührte. Mit innigster Theilnahme sprach er ihr freundlich Trost und Muth zu, und gab ihr die Versicherung, daß er nicht nur vorläufig ihre Unschuld selbst verbürgen, sondern auch sogleich ihrem noch immer ab-

wesenden Verlobten von allem Nachricht geben wolle.

Er hinterbrachte auch sogleich den Gerichten die gemachte Entdeckung, bat um Aufschub des weitern Verhöre, und versicherte bei seiner Pflicht, daß sich ihre Unschuld an beiden Verbrechen in kurzer Zeit völlig aufklären werde. Die Verbreitung dieser Nachricht erregte allgemeine Neugierde; aber Viele, die sich schon auf die Hinrichtung der schönen Delinquentin gefreut hatten, bespöttelten den wackern Geistlichen, daß er so großen Antheil an ihr nahm.

Noch ehe der Brief des Geistlichen an den jungen Künstler den Ort seines Aufenthalts erreichte, traf dieser schon, von Vorwürfen und Schrecknissen gepeiniget, mit unglaublicher Eil in seiner Vaterstadt ein. Sein Vater hatte nicht umhin gekonnt, ihm absichtlich von dem ganzen Vorfall Nachricht zu geben, weil er damals den alten Gärtner des Tulpen-Diebstahls für unfähig erklärt hatte. Man denke sich den angstvol-

len Zustand, in welchen er durch diese schrecklichen Nachrichten versetzt wurde. Courierpferde! und Fort! war alles, was er hervorbringen konnte, und unter den furchtbarsten Vorstellungen warf er sich in den Wagen.

Ohne das Haus seines Vaters zu betreten, lief er fast athemlos zum Stadtrichter. Um Gottes willen! rief er, das Mädchen ist unschuldig! Ich bürge mit meinem Leben, daß sie weder gestohlen, noch ihr Kind ermordet hat. Sie ist meine Verlobte und meiner Treue versichert gewesen! Das ganze Unglück kommt von einem grundlosen Verdacht meines Vaters her. Um Gottes willen lassen Sie mich zu ihr führen, daß ich ihr leidendes Herz beruhige. Der Stadtrichter glaubte dieß versagen zu müssen und verwies ihn vor der Hand an ihren Beichtvater. Von diesem erfuhr er nun die ganze schreckliche Begebenheit, zugleich aber auch, was bereits von ihm für sie geschehen war. Der redliche Pfarrer, der sie täglich besuchte, übernahm es,

sie auf das Wiedersehn ihres treuen Verlobten vorzubereiten, und gemeinschaftlich mit ihm die nöthigen Maaßregeln zu ihrer gänzlichen Befreiung zu ergreifen.

Der junge Lustner war entschlossen gewesen, sich nicht zu seinem Vater zu begeben; aber der würdige Geistliche hatte ihm zugeredet und ihn ermahnt, ehe er einen entscheidenden Schritt thäte, erst seinen Vater um seine Einwilligung zu bitten, daß er die schreckliche Behandlung, die dem unglücklichen Mädchen wiederfahren sei, wieder gut machen, und ihr zur Genugthuung, was er für heilige Pflicht achte, seine Hand geben dürfe. Vielleicht, meinte der Geistliche, gäbe er nach, wenn er übersähe, wie viel Noth und Unglück durch ihn veranlaßt worden sei. Thäte er es aber nicht, nun so hätte er seine Pflicht als Sohn gethan und könne dann um so vorwurfsfreier seinem Gewissen folgen, wobei ihm der Beifall und die Achtung aller Gutdenkenden nicht entgehen würde.

Entschlossen und ernst trat izt Lusthyr vor seinen Vater, der von der unerwarteten Ankunft des Sohns auf eine glückliche Beendigung seiner Angelegenheit schloß. Aber wie erstaunte er, als derselbe, statt auf seine hastigen Fragen zu antworten, die Sache seines Herzens und Gewissens zur Sprache brachte, ihm mit der rührendsten Schilderung das zugefügte Unrecht zu Gemüthe führte, und ihn aufs flehentlichste um seine Einwilligung bat, der schuldlosen Leidenden, die izt Jedermann dafür erkenne, die erlittene Schmach durch seine Hand vergüten zu dürfen. Mit untergestemmten Armen und verhaltenem Grimm hatte der Alte den einleitenden Reden des Sohns zugehört; aber bei Endigung derselben brach seine ganze Wuth über ihn aus. Heilloser Bube, schrie er, wie kannst du dich einer solchen Zumuthung gegen mich erfrechen! Verlierst du noch ein Wort darüber, so jage ich dich aus dem Hause und enterbe dich. Der Sohn hielt den ersten Sturm gelassen aus, und wie-

derholte dann seine Vorstellungen mit den dringendsten Gründen, aber der herzlose Vater überschäumte ihn gleichsam mit Verwünschungen, und gebot ihm nie wieder vor die Augen zu kommen. Nun so sei es denn, erwiederte der Sohn mit Kälte: Sie haben mich auf immer von sich gestoßen; ich gehe. Thun Sie, was Ihnen Ihr Gewissen erlaubt; ich werde thun, was mir das meinige gebietet. Mit diesen Worten verließ er ihn.

Die Wuth des alten Lustners übertraf alle Vorstellungen. Er war über und über durchhitzt und riß sich die Kleider auf. Da sank er plötzlich, von einem Schlagfluß getroffen, auf den Sopha nieder; doch war ihm noch der Gebrauch seiner Sinne geblieben. Dieser Unfall, der sein Leben bedrohete, brachte indeß keine Veränderung in seinen Gesinnungen hervor. Der erste Gebrauch, den er von seiner wiederkehrenden Besonnenheit machte, war, daß er die Gerichtspersonen zu sich beschied, um seinen Sohn

zu enterben; aber ein zweiter Schlag machte seinem Leben ein Ende, ehe er sein Vorhaben ausführen konnte.

Der Geistliche hatte mittlerweile dem Richter die ganze Geschichte mit allen Umständlichkeiten vor Augen gelegt, und ihn zur völligen Ueberzeugung gebracht, daß das Mädchen unschuldig sei, aber der Form wegen mußte ihre Vertheidigung, bevor sie in völlige Freiheit gesetzt werden konnte, erst durch einen Sachwalter geführt werden. Sie ward jedoch möglichst beschleuniget. Mit welchen Gefühlen die so schmerzlich Getrennten einander in die Arme sanken, wage ich nicht zu beschreiben. Nach angekündigter Freiheit holte sie die Gattin des Geistlichen in ihre Wohnung ab und pflegte ihrer wie eine Mutter. Lustner traf sogleich Anstalten, sein Vermögen einzuziehen und seine Handlung zu verkaufen. Nach einiger Zeit legte der väterliche Geistliche ihre Hände in einander und sprach den Segen über sie. Sie le-

ben itzt in einer entfernten Gegend auf einem Landguthe, das Niemandem als diesem würdigen Manne bekannt ist. Die schönsten Blüten ihrer Liebe hat der Sturm zerknickt, und es wird Zeit dazu gehören, ehe in ihren Herzen wieder heitre Freude und Glück erblühen kann.

So veranlaßte eine an sich sehr gleichgültig scheinende Handlung vielfaches Unglück. Drei Menschen büßten das Leben dadurch ein; der muntre junge Mann, von dem der unglückliche Wurf herrührte, verlor den Verstand darüber; und all das Unheil kam von einer unbedeutenden — Tulpenzwiebel.

W. G. Becker.

Entschlossen und ernst trat itzt Lustiger vor seinen Vater, der von der unerwarteten Ankunft des Sohns auf eine glückliche Beendigung seiner Angelegenheit schloß. Aber wie erstaunte er, als derselbe, statt auf seine hastigen Fragen zu antworten, die Sache seines Herzens und Gewissens zur Sprache brachte, ihm mit der rührendsten Schilderung das zugefügte Unrecht zu Gemüthe führte, und ihn aufs flehentlichste um seine Einwilligung bat, der schuldlosen Leidenden, die itzt Jedermann dafür erkenne, die erlittene Schmach durch seine Hand vergüten zu dürfen. Mit untergestemmten Armen und verhaltenem Grimm hatte der Alte den einleitenden Reden des Sohns zugehört; aber bei Endigung derselben brach seine ganze Wuth über ihn aus. Heilloser Bube, schrie er, wie kannst du dich einer solchen Zumuthung gegen mich erfrechen! Verlierst du noch ein Wort darüber, so jage ich dich aus dem Hause und enterbe dich. Der Sohn hielt den ersten Sturm gelassen aus, und wie-

Es troff der Schweiß von Wang' und Brust,
Als käm' ich aus der Schwemme just;
Das künstlich aufgewichste Haar
Ward seiner Fesseln quitt und bar,
Und in den Mund lief dort und hier
Stillträufelnd die Pomade mir.
Ich keuchte unverdrossen fort,
Und nahte mich dem lieben Ort;
Doch wer beschreibe, was ich erlitt,
Als mir ein Ding ins Auge glitt,
Das unter meinen Sprenkeln schlich,
Und einem rothen Mieder glich!
Bald zeigte sich's mir sonnenklar,
Daß es ein keckes Mägdlein war,
Das freventlich, aus Zärtlichkeit,
Mir all den schönen Fang befreit.
Fast war ich ohne Rath und Trost,
War halb verschüchtert, halb erbost;
Doch da die Lose lachend stand,
Gewann der Zorn die Oberhand.
Ich sah mich, vor Verzweiflung stumm,

Nach einem tücht'gen Prügel um.
Nun ging es über Stock und Stein;
Ich trabte zornig hinterdrein,
Verlor das Zopfband und den Hut,
Und dacht' im Geist: das wird nicht gut!
Trieb ämsig sie in meinem Haß
Durch dick und dünn ohn' Unterlaß,
Bis endlich unterm Dämmrungsflor
Ich gänzlich ihre Spur verlor.

Da stand ich nun, ich armes Blut,
Einfältig ohne Zopf und Hut!
Jetzt vor der Heimkehr angst und bang,
Verwünscht' ich all den Vogelfang.
Es flisterte der Abendwind:
„Du dauerst mich, gequältes Kind,
Daheim wirst du gar schlecht bestehn,
Magst lieber nur ins Wasser gehn!“
Schlich aber doch mit meiner Pein
Zur Hinterthür ins Haus hinein;
Und wie ichs draußen mir gedacht,
Wards auch getreu an mir vollbracht.

Allmählich schwand die Knabenzeit,
Ich wuchs heran und ward gescheidt,
Zog meinen Sinn auf Feld und Haus,
Und trieb den alten Adam aus,
Verlor in unwirschkecker Wuth
Kein Zopfband mehr und keinen Hut,
Trat trutziglich und g'rad einher,
Und stellte keine Sprenkel mehr.
Nur wußt' ich nicht seit jener Zeit,
Da ich mich schier der Flut geweiht,
Wie wundersam mir stets geschah,
Wenn ich ein rothes Mieder sah.

Und einsmals sprach Papa zu mir:
„Ich habe was im Sinn mit dir;
Du bist nach g'rade, Gott sei Dank!
Vom Kopf zum Schuh drei Ellen lang,
Und wenn du nun nichts beßres weißt,
So ists mein Wille, daß du frei'st.
Drum zeuch mit hochzeitlichem Sinn
Jetzt nach dem Jägerhause hin;
Es stehet fern im grünen Wald,

Drei Mägdlein hegt es, wohlgestalt,
Von ihnen wähl' ein Schätzchen aus
Und führ' es mir als Schnur ins Haus."

Ich dachte: damit hat's nicht Noth!
Und thät, wie mir Papa gebot,
Studirt' auf ein gescheidtes Wort,
Und schlenderte gelassen fort;
Kam Abends nach durchlaufner Bahn
An Ort und Stelle glücklich an;
Sah vor dem Haus drei Dirnen stehn,
Und alle drei zum Fressen schön.
Doch weil die Kirchenzucht bestimmt,
Daß man nicht drei auf einmal nimmt,
So wählt' ich die, aus gutem Fug,
Die just ein rothes Mieder trug,
Und sprach: „Papa ist der und der,
Ein muntrer Freier komm' ich her;
Daheim steht mir ein nettes Haus,
Zufriedner Sinn geht ein und aus;
Gesegnet grünt und blüht das Feld,
Als wär's vom lieben Gott bestellt;

Kurzum! mein Plan ist wohlbedacht,
Ich habe Brod für sechs und Acht."

Die Dirne, ich vergess' es nicht,
Sah schüchtern mir ins Angesicht.
Ihr Mieder und ihr Wangenpaar —
Man wußte nicht, was röther war!
Sie zupfte mit der kleinen Hand
Gar züchtiglich am Schürzenband,
Und lispelte, kaum zu verstehn:
„Wie Gott mich führt, so will ich gehn!"

Mir schlug darob, wie nie zuvor,
Das Herz bis an den Hals empor.
Wir wallten fürbaß, Hand in Hand,
Dem Haus des Vaters zugewandt.
„Hier bring' ich" rief ich, als allda
Ich vor der Pfort' ihn sitzen sah,
„Hier bring' ich, was das Glück mir gab."
Der Alte zog die Mütze ab,
Und sprach, die Blicke himmelan:
„Was Gott thut, das ist wohlgethan!"

Nach einem tücht'gen Prügel um.
Nun ging es über Stock und Stein;
Ich trabte zornig hinterdrein,
Verlor das Zopfband und den Hut,
Und dacht' im Geist: das wird nicht gut!
Trieb ämsig sie in meinem Haß
Durch dick und dünn ohn' Unterlaß,
Bis endlich unterm Dämmrungsflor
Ich gänzlich ihre Spur verlor,
Da stand ich nun, ich armes Blut,
Einfältig ohne Zopf und Hut!
Jetzt vor der Heimkehr angst und bang,
Verwünscht' ich all den Vogelfang.
Es flisterte der Abendwind:
„Du dauerst mich, gequältes Kind,
Daheim wirst du gar schlecht bestehn,
Magst lieber nur ins Wasser gehn!"
Schlich aber doch mit meiner Pein
Zur Hinterthür ins Haus hinein;
Und wie ichs draußen mir gedacht,
Wards auch getreu an mir vollbracht.

Räthsel.

Wie heißt das Roß der Luft,
Von Erde einst erzeugt;
Das bald gefesselt liegt,
Bald gleich den Vögeln fleugt?
Gespannt an einen Pflug,
Der tiefe Furchen wühlt,
Die jetzt gleich Bergen droh'n,
Die jetzt ein Hauch zerspühlt?
Das bald verachtet ruht,
Bald stolzen Muths sich bläht,
Dem fromme Hofnung folgt,
Nach dem die Liebe späht?
Wer nennt das blinde Pferd,
Das mehr, als Alle, zieht,
Stets auf der Stelle bleibt,
Und stets von dannen flieht?

Das, stets an seinem Baum,
Viel tausend Meilen mißt,
Und, eh wie ausgeredt,
Dem Aug' entschwunden ist.

F. Kind.

Bestrafter Hohn.

In einer Myrtenlaube saßen
Philemon und Angelika.
Die Hochbeseligten vergaßen
Der Welt umher, wie Mars und Cypria. —
Ich Hasser Amors und der Schönen
Trat, um des Pärchens Liebesglut zu höhnen,
Still, unbemerkt der Laube nah.
Ihr Hagestolze, hört, was mir geschah,
Was plötzlich meinen Haß und Plan zerstörte.
Ich ward verliebt, als ich sie küssen hörte,
Verliebter noch, als ich sie küssen sah.

Haug.

Die Kunst, alte Jungfern zu erziehen.

Eine Skizze.

Wenn in der Erziehungskunst ein Theil der Mütter darauf ausgeht, ihre Töchter so zu bilden, daß sie durch ihr Betragen gefallen, und dadurch das Herz, die Liebe eines Mannes und endlich den Mann selbst gewinnen, so sind dagegen andere Mütter gleich von Hause aus darauf bedacht, ihre Töchter so zu erziehen, daß sie alte Jungfern werden müssen. Sie könnten dabei als Grund angeben, daß das Gefallen leicht in Coketterie ausartet, und also zur Sündhaftigkeit verleitet, wenn sie nicht noch weit wichtigere Dinge vor Augen hätten, als z. B. ihre eigene Jugend, die sonst fürchten müßte, bald Großmutter zu werden, ihre eigene Schönheit, die selbst noch Verehrer braucht, Kleid und Stand und eine reich besetzte Tafel

welche die Mitgift und Aussteuer der Kinder nicht gut entbehren können. Und da überdieß bei der Seltenheit der Männer (besonders im Kriege) die Gefahr sehr groß ist, gar keinen zu bekommen, so scheint es weit edler und klüger, sich zu dem Wunsche zu erheben, gar keinen zu wollen.

Wenn denn also eine weise Mutter tausend Gründe haben kann, ihre Töchter zu alten Jungfern zu erziehen, so fragt sich, wie sie solches am besten anzufangen habe.

Das erste Mittel ist ohne Zweifel die Dummheit und Schüchternheit, worin die lieben Kinder auf alle Weise so lange als möglich zu erhalten sind. Madam muß ihnen vor einer Gesellschaft fremder Personen so bange machen, daß sie immer glauben, bei dem Eintritt in dieselbe im Angesichte eines öffentlichen Gerichts zu erscheinen, und daß sie nie mehr als drei Worte zu sprechen wagen, wobei sie sich jedesmal vornehmen, künftig lieber zu Hause zu

bleiben. Sobald ihr Stimmchen hörbar wird, muß gleich der flammende Blick der Mutter zu ihnen hinfliegen, mit der stillen, zornigen Bitte, doch ums Himmels willen nichts Ungewaschenes hervorzubringen. Kommen sie nach Hause, so muß gleich in der ersten Scene häuslicher Glückseligkeit über ihr Betragen die strengste Prüfung angestellt werden, damit ihre Einfalt sich noch mehr durch Muthlosigkeit und Furcht vor Strafe befestige. Dadurch bekommen sie zugleich ein unzufriedenes Ansehen, welches sie von Tage zu Tage nur noch häßlicher macht und einem etwanigen Liebhaber wie ein dunkler Orakelspruch oder wie eine Calendersprache vorschwebt, woraus er nach belieben Grillen, Launen, Eigensinn, Hypochondrie oder gar Tücke und Bosheit herauslesen kann. — Will auch eine so erzogene Tochter einmal aus der Ferne her auf Liebe und Gefälligkeit hindeuten, so wird sie doch durch ein zu viel und ein zu wenig bald so räthselhaft werden, daß ein Liebha=

her bei der öftern Ungewißheit, ob er bleiben oder ob er gehen solle, wenigstens das Wiederkommen vergißt. Mangel an Ausdruck gilt für Mangel an Verstand, und so heißt es denn, Mamsell habe das Pulver nicht erfunden. Sollten nun ja noch einige Versuche machen, so sind das nur leichtfüßige Spaßmacher, die in ihren Fragen durch Dreistigkeit und in ihren Sentenzen durch Kreuz- und Quersprünge ihre Verwirrung so vermehren, daß sie auf immer hinter ihr Nähpult zurückkehrt, wo sie denn auch sitzen bleibt. —

Von der andern Seite bietet sich zur Erziehung alter Jungfern als Mittel dar — Stolz und Eitelkeit, worin man die Töchter bei Zeiten bestärken muß. Wenn Madam einmal beschlossen hat, sich nur in den Reizen ihrer Kinder zu spiegeln, so muß sie auch durch den ausgehängten Schmuck zeigen, daß es ihre Götzenbilder sind, und im Anschauen öfters ausrufen: o wie schön ist mein Jettchen! Bei einer

häuslichen Musterung muß sie immer finden, daß sie alles besser haben, besser können, besser sagen, besser wissen, besser und geschickter angreifen als alle andere Menschenkinder. Sie muß ihnen die Ehre ihrer Familie so einprägen, daß es ihnen ein Leichtes wird, ihre eigene kleine Person mit der Würde ihres geliebten Vaters zu verwechseln, so daß sie immer glauben, selbst Burgermeister, selbst Präsident, selbst geheimer Rath zu seyn, welches sie zu vielen tausend Thalern anschlagen müssen, sollten sie auch nach dem Tode ihres Vaters keinen Heller haben. Dem gemäß müssen sie auch in den Moden gehörig ihren Geschmack zeigen, und immer durch ihren Anzug zu erkennen geben, daß ja kein Mann wagen solle, wenn er nicht recht reich sei, auf ihre Hand Anspruch zu machen, wobei sie durch öftere Erwähnung ihrer süßten Gewohnheiten und ihres köstlichen Lebens, mit einem Seitenblicke auf niedere häusliche Verrichtungen ihm vollends alle Hoff-

nung auf Häuslichkeit benehmen müssen. Die größte Ehrenerweisung in der Gesellschaft müssen sie als eine bloße Schuldigkeit annehmen, und zu Hause, wenn alle übrigen Frauenzimmer der gestrigen Gesellschaft gemustert werden, muß die Mutter immer bemerken, wie unter allen ihre Töchter die geehrtesten und die schönsten gewesen. Läßt ein Mann Freiersabsichten blicken, so muß Jettchen ihn über die Nase ansehen, und ihm wenigstens vorläufig zu erkennen geben, daß man nicht wisse, wo er hindenke. Am besten ist es, wenn gerade in der Gegend sich ein Prinz aufhält, der die Gnade hat, einmal mit der Mamsell zu tanzen. Dieß überhebt sie nachher aller weitern Mühe, und sie kann dann mit völliger Gemüthsruhe auf die Ewigkeit des alten Jungfernstandes los gehen.

Indeß ist Unhöflichkeit und Lieblosigkeit als ein drittes Mittel auch nicht zu verachten. Die Mutter muß zu ihrer Tochter sagen, daß es unschicklich sei, die Höflichkeit

eines Mannes auf irgend eine Weise zu erwiedern, oder sich so zu betragen, daß es scheine, als wolle sie ihm gefallen. Nein, ihren Triumph muß Töchterchen darin setzen, einen Liebhaber recht tüchtig an- und ablaufen zu lassen, und gegen Galanterie muß sie sich mit scharfem Witz bewaffnen. Macht sie ja ein freundliches Gesicht, so muß wenigstens noch ein spöttisches Lächeln darin liegen, welches sagt, daß man die Männer allenfalls dulden wolle. Wäre sie artig, so könnte man denken, sie hätte es nöthig; betrüge sie sich mit Anmuth, so könnte man meinen, daß es ihren Reizen an Macht fehle. Einen Schwarm von Verehrern darf sie allerdings wohl hinter sich her führen, nur muß sie sich dann zu Hause mit Mama über sie lustig machen. Jemanden zu lieben oder gar sich zu verlieben, muß sie äußerst lächerlich und abgeschmackt finden. Gefühl und Zärtlichkeit muß sie gar nicht leiden können und nur für Schwäche halten. Die Jungfrau ist

Da eilt er, thut, was ich begann,
Mit unverdroßnem Fleiß,
Ein sanftes Feuer macht er an,
Die Blumen zieht er schnell heran,
Und alles zart und leis.

Wenn dann der Farben goldne Pracht
Sich auf den Beeten hebt,
Spalier und Hecke blühend lacht,
Und um der Wipfel grüne Nacht
Ein lieblich Dunkel webt:

Wenn Blütenschmuck, der silbern blinkt,
Den Fruchthain überzieht,
Der Segen dann vom Himmel sinkt,
Die Erdbeer zart erröthend winkt,
Durchs Laub die Kirsche glüht:

O wer ist glücklicher als ich?
Die Arbeit meiner Hand
Verbreitet Schönheit rings um sich;
Mit Recht den König nenn' ich mich
Im schönen Blütenland.

häuslichen Musterung muß sie immer finden; daß sie alles besser haben, besser können, besser sagen, besser wissen, besser und geschickter angreifen als alle andere Menschenkinder. Sie muß ihnen die Ehre ihrer Familie so einprägen, daß es ihnen ein Leichtes wird, ihre eigene kleine Person mit der Würde ihres geliebten Vaters zu verwechseln, so daß sie immer glauben, selbst Burgermeister, selbst Präsident, selbst geheimer Rath zu seyn, welches sie zu vielen tausend Thalern anschlagen müssen, sollten sie auch nach dem Tode ihres Vaters keinen Heller haben. Dem gemäß müssen sie auch in den Moden gehörig ihren Geschmack zeigen, und immer durch ihren Anzug zu erkennen geben, daß ja kein Mann wagen solle, wenn er nicht recht reich sei, auf ihre Hand Anspruch zu machen, wobei sie durch öftere Erwähnung ihrer süßten Gewohnheiten und ihres köstlichen Lebens, mit einem Seitenblicke auf niedere häusliche Verrichtungen ihm vollends alle Hoff=

So heimlich, so leise,
So wundersüß,
Als käm' er in Träumen
Vom Paradies.

So fließt mir das Leben
Im blühenden Reich;
Hier darf ich gebieten,
Man huldigt mir gleich.

Doch sieh! wie neigt sich matt und schwer
Der Bäume Wipfelkranz!
Das frische Grün, es treibt nicht mehr,
Die Blumen schmachten hoffnungsleer,
Es stirbt ihr Farbenglanz.

Denn lang verzog die sanfte Flut
Des Regens, mondenlang!
Und sengend drückt der Sonne Glut!
Ach weh! da sinkt mein stolzer Muth,
Das frohe Herz wird bang.

eines Mannes auf irgend eine Weise zu erwiedern, oder sich so zu betragen, daß es scheine, als wolle sie ihm gefallen. Nein, ihren Triumph muß Töchterchen darin setzen, einen Liebhaber recht tüchtig an- und ablaufen zu lassen, und gegen Galanterie muß sie sich mit scharfem Witz bewaffnen. Macht sie ja ein freundliches Gesicht, so muß wenigstens noch ein spöttisches Lächeln darin liegen, welches sagt, daß man die Männer allenfalls dulden wolle. Wäre sie artig, so könnte man denken, sie hätte es nöthig; betrüge sie sich mit Anmuth, so könnte man meinen, daß es ihren Reizen an Macht fehle. Einen Schwarm von Verehrern darf sie allerdings wohl hinter sich her führen, nur muß sie sich dann zu Hause mit Mama über sie lustig machen. Jemanden zu lieben oder gar sich zu verlieben, muß sie äußerst lächerlich und abgeschmackt finden. Gefühl und Zärtlichkeit muß sie gar nicht leiden können und nur für Schwäche halten. Die Jungfrau ist

Da eilt er, thut, was ich begann,
Mit unverdroßnem Fleiß,
Ein sanftes Feuer macht er an,
Die Blumen zieht er schnell heran,
Und alles zart und leis.

Wenn dann der Farben goldne Pracht
Sich auf den Beeten hebt,
Spalier und Hecke blühend lacht,
Und um der Wipfel grüne Nacht
Ein lieblich Dunkel webt:

Wenn Blütenschmuck, der silbern blinkt,
Den Fruchthain überzieht,
Der Segen dann vom Himmel sinkt,
Die Erdbeer zart erröthend winkt,
Durchs Laub die Kirsche glüht:

O wer ist glücklicher als ich?
Die Arbeit meiner Hand
Verbreitet Schönheit rings um sich;
Mit Recht den König nenn' ich mich
Im schönen Blütenland.

Logogryph.

Wenn der Herbst Spalier und Pfahl
Gold und purpurn schmückt mit Sieben,
Läßt das leckerhafte Mahl
Fuchs und Vogel sich belieben;
Selbst der Wandersmann im Thal
Wird versucht, die Sechs zu üben.

Hund und Hüter zürne nicht,
Wage nicht, den Sechs zu wehren;
Denn für jene ist's ja Pflicht,
Zu befolgen, was sie lehren;
Wie für's Aug' ein schön Gesicht
Und der Mädchen Mund zum Kusse,
Schuf Natur ja zum Genusse
Dieser Sieben süße Beeren.

F. Kind.

Der Fliegenprozeß.

Aus einer alten Chronik.

An einem schönen Sommertage des Jahres 1625 schmauchte der Gewürzkrämer und regierende Burgemeister des Städtleins Ziegenberg, Herr Tobias Nußknacker, ein Pfeiflein Tabak zum Fenster hinaus, und ergötzte sich an den ehrfurchtsvollen Bücklingen seiner vorübergehenden Unterthanen. „Es ist doch wahrlich recht angenehm, ein vornehmer Mann zu seyn!“ sprach er für sich. „Ich bin in jeder Betrachtung, sowohl an Reichthum als Macht, der König von Ziegenberg, und Trotz sei dem geboten, der mir Achtung und Gehorsam verweigert!“

Dieser Trumpf galt einem jungen Maler, der gegenüber wohnte, und bei dem Pfefferkö-

nig Tobias im schwarzen Register stand, weil er oft und auf mancherlei Art an den Tag gelegt hatte, daß er sich aus ihm so viel als nichts mache. Das bewies er auch eben jetzt. Er stieß mit heftigem Geräusch seine Fenster auf, zog vor dem erhabenen Nachbar, der ihn ernsthaft anstarrte, sein Käpplein nicht ab, sondern begann mit einem hochgeschwungenen Tuche ein Treibejagen der unzähligen Fliegen, die sich bei ihm eingefunden hatten, um ihm in ihrer bekannten punktirten Manier malen zu helfen.

Sie nahmen ihre Flucht in gerader Richtung über das schmale Gäßlein hinüber, flogen dem Burgemeister ins Angesicht, und, als er darob zurückfuhr, in die Stube hinein. Er, ein abgesagter Feind ihres Geschlechts, fluchte, stampfte mit den Füßen, und ballte dem Maler eine Faust; aber mit über einander geschlagenen Armen stand der Unheilsstifter ruhig am Fenster, und lachte des ungeberdigen Mannes.

Das war denn ein Majestätsverbrechen,

Der Fliegenprozeß.

Aus einer alten Chronik.

An einem schönen Sommertage des Jahres 1625 schmauchte der Gewürzkrämer und regierende Burgemeister des Städtleins Ziegenberg, Herr Tobias Nußknacker, ein Pfeiflein Tabak zum Fenster hinaus, und ergötzte sich an den ehrfurchtsvollen Bücklingen seiner vorübergehenden Unterthanen. „Es ist doch wahrlich recht angenehm, ein vornehmer Mann zu seyn!“ sprach er für sich. „Ich bin in jeder Betrachtung, sowohl an Reichthum als Macht, der König von Ziegenberg, und Trotz sei dem geboten, der mir Achtung und Gehorsam verweigert!“

Dieser Trumpf galt einem jungen Maler, der gegenüber wohnte, und bei dem Pfefferkö-

nig Tobias im schwarzen Register stand, weil er oft und auf mancherlei Art an den Tag gelegt hatte, daß er sich aus ihm so viel als nichts mache. Das bewies er auch eben jetzt. Er stieß mit heftigem Geräusch seine Fenster auf, zog vor dem erhabenen Nachbar, der ihn ernsthaft anstarrte, sein Käpplein nicht ab, sondern begann mit einem hochgeschwungenen Tuche ein Treibejagen der unzähligen Fliegen, die sich bei ihm eingefunden hatten, um ihm in ihrer bekannten punktirten Manier malen zu helfen.

Sie nahmen ihre Flucht in gerader Richtung über das schmale Gäßlein hinüber, flogen dem Burgemeister ins Angesicht, und, als er darob zurückfuhr, in die Stube hinein. Er, ein abgesagter Feind ihres Geschlechts, fluchte, stampfte mit den Füßen, und ballte dem Maler eine Faust; aber mit über einander geschlagenen Armen stand der Unheilsstifter ruhig am Fenster, und lachte des ungeberdigen Mannes.

Das war denn ein Majestätsverbrechen,

das der stolze Häuptling von Ziegenberg nicht ungeahndet lassen konnte. Er schickte nach dem Rathsfrohn, der mit einem armsdicken Stocke, dem Zeichen seiner Würde, sogleich erschien. „Hört," sprach Herr Tobias, „geht stracks zu dem Farbenklecker Dietrich hinüber, und sagt ihm in meinem Namen: er könne Gurken malen so viel er wolle, nur mög' er sich bei seiner Obrigkeit keine Gurke zu viel heraus nehmen. Er solle sich insonderheit, bei Vermeidung harter Pön, der Fliegenjagden enthalten; inmaßen das Geschmeiß zu mir herüber komme, und meine Gemächer anfülle. Ich, der regierende Burgemeister, leide das nicht; das sagt dem Burschen mit Nachdruck! Und sollt' er sich mit schnöden Worten oder gar thätlich an Euch vergehen, so nehmt ihn beim Fittich, und führet ihn in die Frohnfeste!"

Der Rathsdiener entledigte sich des Auftrags mit möglichster Grobheit. Es wäre ihm lieb gewesen, wenn sich Dietrich an ihm ver-

griffen, und sich dadurch in die Büttelei befördert hätte. Allein er antwortete kaltblütig: „Wie kann mir der Herr Burgemeister verbieten, ein lästiges Ungeziefer aus meinem Zimmer zu jagen? Ich werde das thun, so oft mir's gefällt, und es kümmert mich nicht, ob die Fliegen, die ich austreibe, in der Kabuse eines Bettlers oder im Pallaste des Kaisers eine Freistätte suchen."

„Warte, Bube!" rief Herr Tobias, als der Frohn mit dieser Meldung zurück kam. „Das freche Wort von kaiserlicher Majestät soll dir gelegentlich theuer zu stehn kommen!" Er setzte sofort ein Protokoll darüber auf. Der Büttel, der seinen Namen nicht schreiben konnte, zeichnete mit tölpischer Hand drei Kreuze darunter.

Es war im Städtchen kein Geheimniß, woher des Burgemeisters Haß gegen den Künstler entsprang. Jener erzog in seinem Hause ein armes, aber sehr reizendes Mädchen, das

dem Maler ins Auge stach, als er, mit einer ledernen Mappe auf dem Rücken, das Land durchstrich, um schöne Gegenden aufzusuchen. Da er nun an Kunegunden eine vorzüglich betrachtenswerthe Naturschönheit fand, so ließ er sich auf unbestimmte Zeit in Ziegenberg nieder, und miethete eine Wohnung, wo er die liebliche Aussicht auf Gundchens Nähtisch und Schlafkämmerlein hatte.

Anfangs ging alles recht glücklich. Er machte dem Burgemeister seine Aufwartung, strich geschickt den Fuchsschwanz, und schmeichelte sogar mit seinem Pinsel, indem er den Herrn Tobias, samt seiner ungeheuern Knotenperücke, so stattlich malte, daß der einfältige Gewürzkrämer wie ein kluger Staatsminister aussah. Das Bildniß war unter Brüdern funfzig Thaler werth; doch Dietrich nahm keinen Pfennig dafür. Dieses Opfer ließ sich der geizige Vater der Stadt in Gnaden gefallen. Allein er merkte bald, daß Kunegunde mit Küssen bezahlte.

Darüber ward er bärbeißig, und verbot auf der Stelle seinem Cabinets-Maler das Haus. „Und auch Dir,“ sprach er zu Kunegunden, „setz' ich nächstens den Stuhl vor die Thüre, wenn Du Dich ferner so wegwirfst! Wie kann sich ein solcher Mensch unterfangen, die Muhme eines regierenden Burgemeisters zu liebkosen? Maler, Poeten und Musikanten sind ein unnützes Gesindel. Ich wollte Dich lieber mit dem Gemeindehirten als mit einem Laffen von jenem Gelichter verheirathet sehn.“

Kunegunde dachte nicht so philistermäßig von den schönen Künsten, und liebte den Maler so innig, daß der Oheim mit allen seinen Abmahnungen nichts dagegen vermochte. Es wurden Blicke und Briefchen gewechselt, heimliche Zusammenkünfte verabredet und gehalten; kurz, die Sache ging ihren natürlichen Gang. Der Oheim lauerte, polterte, sperrte das Mädchen ein, und wollte den Liebhaber, als einen gefährlichen Fremdling, aus der Stadt verweisen;

aber Dietrich verschaffte sich von höherer Hand einen Schutzbrief, und schlug, darauf gestützt, bei jeder Gelegenheit dem aufgeblasenen Burgemeister ein Schnippchen.

Diese Feindseligkeiten und Neckereien waren das Vorspiel des Fliegenstreites, der nicht ohne Folgen blieb.

Herr Tobias rief, als er den Schergen wieder entlassen hatte, seine Hausleute zusammen, bewaffnete sie mit Fliegenklappen, und lieferte den bei ihm eingedrungenen Feinden ein Treffen. Sie litten eine völlige Niederlage; man sah und hörte keine Fliege mehr. Des Burgemeisters aufgeregte Galle beruhigte sich. Er wirbelte mit eigener Hand alle Fenster zu, und verbot die Oeffnung derselben, um vor neuen feindlichen Einfällen sicher zu seyn.

Es war aber dennoch, ungeachtet man seine Anordnung nicht übertreten hatte, am nächsten Morgen ein zehnfach stärkeres Heer eingerückt, und durchschwärmte summend und brummend

das Haus. Tobias wollte aus der Haut fahren; seine Dienerschaft fand das Ding unbegreiflich; besonders Kunegunde drückte sehr wortreich ihre Verwunderung aus. Nach langem Geschwäz und vergeblicher Mühe, den unerklärlichen Vorfall zu enträthseln, zog man mit vereinter Macht gegen das geflügelte Volk zu Felde, und nach einer thätigen Viertelstunde war es gänzlich vernichtet.

Jezt ließ sich Herr Tobias ein paar hundert Ellen Bindfaden bringen, schnürte und fesselte damit alle Fensterflügel zusammen, und drückte überall sein Siegel darauf. Der Ladendiener und die Köchin bewunderten diese Gränzenbefestigung als ein Meisterwerk. Gundchen aber lachte hinter dem Rücken des geschäftigen Ingenieurs. „Das soll mir wohl helfen!" sprach er, als er das lezte Fenster petschierte. Er ward auch wirklich den ganzen Tag von keiner Fliege an der Wand weiter geängert. Mit Gemüthsruhe legte er sich Abends zu Bett, und schlief

bis an den hellen Morgen. Da weckte ihn ein Kriebeln in der Nase. Er griff' hastig dahin, erhaschte eine hinein spazierte Fliege, und entsetzte sich über einen zahllosen und erzfrechen Schwarm, der seine Kammer durchschwirrte.

„Ist denn der Teufel hier los?“ schrie er auf, sprang vom Lager, fuhr in seinen großblumigen Schlafrock, und stürmte seine Leute aus den Betten. Sie sahen ihr blaues Wunder an der Insectenschaar, die während der Nacht, wo doch die Fliegen gewöhnlich keine Reisen unternehmen, angekommen war, und durch Mauern und versiegelte Fenster ihren Einzug gehalten hatte. Mit offnem Munde standen die Gaffer da; die Haut grieselte ihnen, und einstimmig betheuerten sie: das gehe nicht mit rechten Dingen zu. Der Bürgermeister kommandirte zum Angriff; aber seine feigen Haustruppen, die sich mit Zaubergeschöpfen in keinen Kampf einlassen wollten, nahmen Reißaus. Nur Gundchen hielt treulich Stand, und

half dem Oheim die fliegende Rotte vertilgen. Doch gewann sie dadurch keinen Dank. Er beobachtete vielmehr, als er mit ihr allein war, ein hartnäckiges Stillschweigen, und beschielte sie bloß von der Seite mit finstern, mißtrauischen Blicken, die den nahen Ausbruch eines Sturmes verkündigten.

Bald nachher ließ er seine Collegen zu einer außerordentlichen Berathschlagung auf's Rathhaus berufen. Sie eilten vom Backofen, von der Braupfanne und vom Wurstkessel hinweg, um den Vortrag ihres hochverehrten Oberhauptes zu vernehmen. Herr Tobias eröffnete ihnen seine Fliegennoth mit den kleinsten Umständen, erwähnte der häuslichen Vorsichtsmaßregeln, die er fruchtlos dagegen getroffen hatte, und zog aus dem allen den Schluß, daß Zauberei im Spiele sei.

„Das läßt sich gar nicht anders denken!“ riefen die ehrlichen Jahrren. „Aber wer sollte

wohl in unserer guten Stadt einen Bund mit dem Teufel geschlossen haben?“

„Welche Frage!“ versetzte Tobias. „Ich dächte, das könntet Ihr nach dem allen, was ich Euch von dem fremden Maler erzählt habe, mit Händen greifen.“

„Ja, das ist wahr!“ sagten sie, und bestraften sich einander selbst durch Kopfschütteln und flämische Gesichter, daß sie das nicht früher eingesehen hatten.

„Man sollte und könnte den Schwarzkünstler sogleich in Verhaft nehmen;“ fuhr Tobias fort: „um jedoch recht sicher zu gehen, wollen wir noch erst einen neuen Hexenstreich abwarten. Aber dann, meine Herren, fahren wir zu, und treiben die Sache bis zum Scheiterhaufen.“

„Ja, bis zum Scheiterhaufen!“ wiederholten die Rathsherren, und schlugen mit ihren harten Fäusten grimmig auf den Tisch. Damit schloß sich die Sitzung.

Gundchen errieth es, daß die ungewöhnliche

Rathsversammlung ihren Geliebten betreffe. Daher schlich sie, als der Oheim wieder nach Hause kam, lauernd und lauschend um ihn herum. Sie wollte aus seinen Mienen und Geberden den Rathschluß herausbuchstabiren; aber der schlaue Mann bewachte sein Amtsgeheimniß mit unüberwindlicher Vorsicht. Der Tag — es war ein Sonnabend — verstrich übrigens so ruhig, als wäre dem Unwesen der Fliegen gänzlich gesteuert.

Auch den Sonntagsmorgen entheiligte kein Aergerniß. Herr Tobias verließ wohlgemuth die Federn, um sich zum Kirchgange zu schmücken. Er wickelte zierlich seine Strümpfe von blauer Seide über das Knie hinauf, befestigte sie unter demselben mit goldenen Gürteln, knöpfte sich in eine grüne, mit silbernen Blumen bestreute Weste, und zog darüber ein scharlachrothes Kleid von unmäßiger Weite und Breite. Zuletzt vertauschte er die Nachtmütze mit der großen, den halben Rücken bedeckenden

Mongenperücke, die der Haarkünstler des Orts frisch aufgekräuselt hatte, und eben, als das Kirchengeläut anfing, mit Eilschritten überbrachte. Gundchen reichte dem Oheim, nach alter Gewohnheit, einen tüchtigen Blumenstrauß. Den nahm er in die linke Hand; in die rechte den Prachthut mit goldener Tresse; und so begab er sich, stolz und mit würdevoller Haltung des Körpers, auf den Weg zum Tempel.

Aber er hatte kaum, wie ein Bräutigam aus seiner Kammer hervorgeht, die Gasse betreten, als ihn ein Rudel Fliegen, das zur Störung seiner Kirchenparade verschworen schien, von allen Seiten umkreis'te, und sich auf seine Perücke niederließ. Ihr Zuflug war nicht abzuwehren: denn der Wohlstand machte es dem regierenden Burgemeister von Ziegenberg zur Pflicht, sich kerzengerade, wie Don Juan's steinerner Gast, zum Gotteshause zu bewegen. Herr Tobias war auch gar nicht der Mann, der solche löbliche Sitten verletzte. Er that zwar

jetzt das Aeußerste, indem er einige Mal den Blumenstrauß, den er steif vor sich her trug, etwas höher, als schicklich war, empor hob, um Schrecken auf seiner Scheitel zu verbreiten: allein das fruchtete so wenig, als wenn man ungezogenen Kindern die Ruthe zeigt, die sie nimmer zu fühlen bekommen. Die Perücke ward also immer stärker bevölkert, und er trug die zahlreiche Colonie in die Kirche hinein.

Die Fliegen des Gotteshauses sahen den Einzug ihrer Schwestern, stellten sich vor, es müsse dort Zucker zu lecken seyn, und blitzschnell versammelten sie sich aus allen Winkeln auf der Haarhaube des Consuls. Sie, die sonst mit dem frisch gefallenen Schnee wetteiferte, schien jetzt, als er das Schiff der Kirche langsam durchschritten hatte und im Rathsstuhl ankam, mit Ruß gepudert: so dicht saßen darauf die schwarzgrauen Gäste beisammen. Der geräuschvolle ehrerbietige Aufstand der schon gegenwärtigen Magistratspersonen verscheuchte sie ei-

nen Augenblick; aber mit zornigem Brummen nahmen sie sogleich ihren Platz wieder ein. Die Vornehmen des Raths, besonders ihre alten Gemahlinnen, kreuzten und segneten sich. Einige der letztern bedeckten ihr faltiges Gesicht mit dem Fächer, um dahinter zu lachen.

Als aber das Uebel immer ärger wurde, nahm ein entschlossener Rathsherr seiner Eva das Feigenblatt der Schadenfreude aus der Hand, stellte sich damit hinter den Regenten, und wedelte aus allen Kräften, um die schwarze Legion zum Weichen zu bringen. Sie wich, durchschweifte einige Secunden lang die nächsten Kirchenstühle, kam hastig zurück, und ward auf's neue in die Flucht geschlagen. So dauerte die Ebbe und Fluth des Fliegenmeeres unablässig fort, bis der Pfarrer die Kanzel bestieg.

Mit Verwunderung sah er Aller Augen, die sonst nach ihm gerichtet waren, auf des hochweisen Raths Betstübchen geheftet. Er wandte die seinigen auch dahin, erblickte das wunder-

bare Gewimmel auf dem Haupte des Burgemeisters, und gerieth darüber in eine solche Zerstreuung, daß er fünf Minuten hustete, stammelte, und dann den Vorhof der Predigt eilig schloß, um sich während des Kanzelliedes zu fassen.

Da Ziegenberg meistens von Ackerbürgern bewohnt wurde und die Ernte nahe war, so hatte der Herr Pastor ein paar Verse gewählt, die sich auf den Feldbau bezogen. Es kamen darin die Worte vor:

„Heuschrecken und andres Geziefer
„Sind Ruthen deines Zorns.“

Diese Stelle war Wasser auf die Mühle der Frau Accise-Inspectorin Krallfinger, die in der Kirche dem hochedlen Rathe gegenüber thronte, und den Burgemeister tödtlich haßte, weil er gegen ihren Eheherrn einen Rangstreit erhoben hatte. Sie krähte jene Worte so laut als möglich, um dem Feinde zu verstehen zu geben, daß seine Perückenplage eine göttliche

Strafruthe sei. Indem sie aber in dieser christlichen Absicht das weite Thor ihres zahnlosen Mundes von Ohr zu Ohr aufriß, stürzten sich fünf oder sechs Fliegen hinein, die zu der grossen, von dem Fächerschwinger eben hart gedrängten und versprengten Bande gehörten. Frau Krallfinger sprudelte, kotzte und stöhnte, als wollte sie ersticken. Zwei Gevatterinnen wackelten mitten durch die Kirche hindurch ihr zu Hülfe, klopften ihr den Rücken, schnürten sie auf, führten sie fort, und belferten scheltend in den Rathsstuhl hinein. Die ganze Gemeinde fuhr mit langen Hälsen von ihren Sitzen empor; Gesang und Orgel verstummten; ungehobeltes Volk lachte laut; man glaubte, nicht in der Kirche, sondern in einer Gaukelbude zu seyn. „O Dietrich! Dietrich!“ ächzte Tobias, und Schaam und Verzweiflung jagten ihn durch die gaffenden Reihen aus dem Tempel.

Er lief in den Hof seines Hauses, warf die Allongenperücke, die noch immer mit Fliegen be-

deckt war, in eine große Wasserkufe, und rannte mit kahlem Kopfe und einem grimmigen Löwengesichte in seine Wohnstube. „Himmel! was ist Ihnen begegnet?“ schrie Gundchen, und schlug die Hände hoch zusammen. Er antwortete nicht, streckte sich in den Sorgestuhl, und versank in tiefes Nachdenken.

Eine Stunde darauf erschien, aus der Kirche kommend, der gesammte Magistrat, nebst seinem gelehrten Anhange, dem Stadtschreiber Fidibus. Es ward eine lange Conferenz, bei verschlossenen Thüren, gehalten. Nach Endigung derselben begab sich der Senat hinweg; aber den Schreiber zupfte Herr Tobias traulich am Aermel, führte ihn in den Kramladen, schob ihm in die rechte Tasche ein Pfund Tabak, und in die Linke eine Flasche Branntwein: denn beide Genüsse waren des Herrn Fidibus Himmel auf Erden. Er trieb auch seine Dankbarkeit so weit, daß er seinem Wohlthäter die Hand küßte. „O, nicht doch, Männchen!“ sagte Tobias, als es

mit dieser Weigerung zu spät war. „Aber ich bitte Dich," — setzte er mit Wangenstreicheln hinzu — „thu in der bewußten Sache Dein Bestes!" Herr Fidibus schlug betheuernd an seine Brust, und schwänzte mit der angenehmen Würde fröhlich nach Hause.

Nachmittags wollte Kunegunde, um dem mürrischen Oheim aus den Augen zu kommen, in die Kirche gehn und nachher eine Freundin besuchen; allein er belegte sie mit Hausarrest, unter dem scheinbaren Vorwande: es sei ihm nicht wohl; er werde vielleicht ihrer Hülfe bedürfen. So erfuhr sie denn nicht, was ihrem Freunde bevorstand. Herr Fidibus brachte nämlich eine Macht von dreißig bewaffneten Spießbürgern auf die Beine, rückte damit gegen Abend vor Dietrichs Wohnung, und nahm ihn nach einer lebhaften Gegenwehr, die dem vorwitzigen Heerführer selbst einen Zahn kostete, gefangen.

Gundchen war außer sich, als sie den Geliebten, unter dem jauchzenden Zulauf der gan=

zen Stadt, ins Gefängniß schleppen sah. Aber sie bot alle Geisteskraft auf, um ruhig zu scheinen: denn nur unter dieser Maske hielt sie es für möglich, die Hände zu seiner Unterstützung frei zu behalten.

Kaum war sie so mit sich einig, als der Oheim in ihr Kämmerchen trat, und höhnisch fragte: ob sie ihres Seladons Verhaftung gesehn habe.

„Ja!“ antwortete sie mit einer gleichgültigen Miene. „Was hat er denn verbrochen?“

„Er ist ein Zauberer;“ sagte der Oheim: „er steht mit dem Fliegenfürsten Satan im Bunde; er hat mein Haus und meine Perücke behext; er hat den Kaiser gelästert. Du kannst ihm immer ein Todtenhemd nähen! Sein einziger und letzter Weg, den er noch auf Erden wandeln wird, geht zum Scheiterhaufen.“

„Gott sei seiner Seele gnädig!“ seufzte Kunegunde. „Hat er sich wirklich in die schwarze

einer solchen halsbrechenden That war in ganz Ziegenberg kein Heldenherz vorhanden. Wer das vermeinte Gespenst nur von fern sah, warf sich über Hals und Kopf in die Flucht.

Unter diesen Umständen litt der Gefangene keine Noth. Er besaß überdieß eine reichlich gefüllte, den Schnapphähnen der Gerechtigkeit entgangene Goldbörse, durch die er sich alle nur mögliche Freiheiten und Bequemlichkeiten verschaffte.

Nach fünf oder sechs Wochen lief von dem Schöppenstuhle zu N. N. ein hartes Urtheil ein, das dem Inquisiten die beiden ersten Grade der Folter zuerkannte. Es ward ihm vorgelesen, und man ermahnte ihn beweglich, sich ohne Martern zum Geständniß zu bequemen. Er aber sagte mit Gleichmuth: man möge den Scharfrichter nur kommen lassen; er wolle doch sehn, ob Meister Hämmerling oder die Wahrheit den Sieg davon tragen werde.

In Ziegenberg wohnte kein solcher Schreckens=

mann; es mußte einer sechs Meilen weit herberufen werden. Er kam mit Knechten, mit Daumenschrauben, und andern furchtbaren Geburtszangen der Wahrheit, die er zum Theil, nach geheimer Vorschrift des Schöppenspruchs, in der Folterkammer nur drohend vorzeigen sollte, um Angst zu erwecken. Der Magistrat gab ihm eine Audienz. Die sechste Morgenstunde des folgenden Tages ward zur Folterung bestimmt. Herr Tobias ging mit den Hühnern zu Neste, um recht früh, ohne Verkürzung seiner gewöhnlichen Ruhezeit, auf dem Platze zu seyn.

Das erste Hahnengeschrei weckte ihn auf. Er rieb sich den Schlaf aus den Augen, und lernte noch im Bett eine Rede auswendig, die er in der Folterkammer halten wollte. Herr Fidibus hatte sie entworfen und aus schwülstigen Worten zusammengesetzt, die dem alten Grützkopf, der nur Zahlen zu merken gewohnt war, schwer eingingen.

Als er sich noch damit quälte, ward die

Hausglocke heftig gezogen. Bald darauf klopfte die Köchin an seine Thür, und meldete durch's Schlüsselloch: der Rathsfrohn verlange den hochedlen Herrn Burgemeister unverzüglich zu sprechen. „Mir ahnt schon, was er bringt;“ sagte Tobias zu sich selbst, indem er den Schlafrock anzog. „Der Arrestant will gutwillig beichten, um gesunde Glieder zu behalten. — Recht gut! So bin ich der verdammten Rede überhoben. — Doch bei dem allen ist's Jammer und Schade, daß die heutige Solennität rückgängig wird; sie hätte im ganzen Lande ein für uns rühmliches Aufsehn gemacht. — Nun, desto gewisser bleibt uns der Scheiterhaufen!“ —

Er öffnete jetzt; der Scherge stürzte todtenbleich ihm zu Füßen, und schrie wie ein Wahnsinniger: „Ich bin ein unglücklicher Mann! Der ganze hochweise Rath ist unglücklich!“ —

„Ei, warum nicht gar!“ sagte Tobias. „Die Sache ist nicht so schlimm; ich bin schon darauf vorbereitet.“

„Gott sei Dank!“ sprach der Frohn, und stand getrost wieder auf. „Ich hatte eine schreckliche Nacht. Von elf bis zwölf Uhr wirthschaftete der Teufel in der Frohnfeste. Es schrie wie Eulen, es brüllte wie Löwen, es lief wie auf Hufeisen die Treppe auf und nieder. Wer da? schrie ich herzhaft in den Tumult hinaus. Da erhielt ich von einer unsichtbaren Hand eine Ohrfeige, die sich gewaschen hatte. Ich wühlte mich zitternd und zagend in meine Betten. Das Getöse dauerte fort, und endigte sich erst, da es zwölf schlug, mit einem Gekrach, als stürzte das Haus ein.“

„Hu! mich schaudert!“ sagte Tobias. „Lauft zum Stadtschreiber und laßt den Spuk registriren, damit der Inquisit bei der peinlichen Frage darüber vernommen werden kann.“

„Der Inquisit? — vernommen?“ — fragte der Scherge ganz kleinlaut. „Ich denke, der Herr Burgemeister wissen es schon, daß er verschwunden ist.“ —

„Kerl, Ihr seid toll!“ brüllte Tobias, und packte ihn an der Brust.

„Ja, er ist fort!“ sagte der Frohn. „Das wird nun einmal nicht anders, wenn mich auch Ew. Hochedlen zerreißen und verschlingen. Ich ging diesen Morgen in sein dreifach verschlossenes Gefängniß, um ihn zur Tortur zu wecken; aber das Nest war leer, und auf der Bank lag dieser Zettel.“

Hastig griff der Burgemeister nach dem beschriebenen Blättchen und las:

Lebt wohl, Herr Consul! Ich reise von hier,
Verzerrt, wie Ihr wollt, darob die Miene!
Ich bin ein Bißchen klüger als Ihr;
Das ist der Teufel, dem ich diene.

„Impertinent!“ brummte Tobias. Das Blut kochte in seinen Adern. „Margrethe!“ rief er zur Thür hinaus: „Sagt Kunegunden, sie soll mir die Schachtel mit niederschlagendem Pulver schicken.“ — Den Häscher fuhr er an: „Schert Euch zum Stadtschreiber!“ — Drauf

warf er sich auf einen Stuhl, las die Abschieds-karte nochmals durch, und zerriß sie.

„Ach, daß sich Gott erbarme!“ heulte jetzt Margrethe herein. „Um Gottes willen, Herr Burgemeister, erschrecken Sie nicht! Jungfer Kunegunde ist über alle Berge! Das Bett steht da, wie ich's gestern gemacht habe, und der Kleiderschrank ist offen und leer.“ —

Tobias starrte sie an; die Lippen wurden ihm blau; er fiel in Ohnmacht. Margrethe kreischte zum Fenster hinaus um Hülfe. Es fehlte nicht an Beistand; denn das ganze Städtchen war schon in Bewegung, um den Inquisiten zur Marterkammer führen zu sehn. Man schrie dem Ohnmächtigen in die Ohren, besprengte ihn mit Wasser, kitzelte seine Nase mit Federn, und er schlug, zur höchsten Freude aller Anwesenden, die Augen wieder auf. Er winkte seinen Aerzten, sich zu entfernen. Sie gehorchten mit Seufzen. Doch er behielt keinen Augenblick Ruhe. Herr Fidibus stürmte herein,

und geberdete sich wie ein Besessener über die Entweichung seiner Auserwählten. „Auch meine treffliche Rede,“ fuhr er kläglich fort, „geht in die Pilze! Ich wollte sie in der Landtrompete, dem beliebten Wochenblatte, abdrucken lassen, und wir hätten Ehre damit eingelegt: aber nun wird die Trompete unsere Schande verkündigen.“ —

„Wer kann helfen?“ seufzte der Burgemeister. „Was können wir thun?“

„Den Flüchtlingen reitende Bothen nachsenden;“ versetzte der Stadtschreiber.

„Das müßten solche seyn, die in der Walpurgisnacht auf Ofengabeln reiten;“ spöttelte Jener. „Denn wer sonst könnte Gesindel einholen, das wahrscheinlich der Geier durch die Lüfte fortgeführt hat?“ —

Herr Fidibus behauptete rechtsgelehrt: es müßten wenigstens Haftbriefe erlassen werden. Diese bewilligte Tobias gegen den Maler, verbot aber klug genug, Kunegundens darin zu er-

wähnen, damit die Familie Nußknacker nicht öffentlich um Ehre und Reputation komme.

Die Haftbriefe fruchteten nichts. Man hörte sechs Monate lang von beiden Entflohenen kein Wort.

Endlich brachte die Post einen Brief an Herrn Tobias Nußknacker, regierenden Burgemeister zu Ziegenberg. Der Umschlag war mit den Ortsnamen: Basel, Maynz und mehrern andern bezeichnet, die dem Postmeister insgesammt böhmische Dörfer waren. Neugierig ließ er sich von dem Pfarrer ein Post- und Zeitungs-Lexicon ausbitten, und versteinerte ganz, als er beim Nachschlagen fand, daß Basel eine Stadt in der Schweiz und von Ziegenberg über hundert Meilen entlegen sei. Ein Brief aus einer solchen ungeheuern Ferne war ihm während seiner zwanzigjährigen Amtsführung nicht unter die Hände gekommen. Er vertraute ihn daher seinem Dienstmädchen, der gewöhnlichen

Briefträgerin, nicht an, sondern bestellte ihn persönlich an die Behörde.

Herr Tobias machte große Augen und entfärbte sich, als er, nach Erbrechung des Siegels, Dietrichs Namen erblickte.

„Ich habe die Ehre,“ schrieb Dietrich — „Ew. Wohledlen zu melden, daß ich mich „mit Kunegunden, meiner mir angetrauten „Gattin, in der Schweiz befinde. Wir le„ben überaus glücklich im Schooße der Frei„heit und Natur. Einem Künstler steht „die ganze Welt offen; aber ein Krämer „Ihres Schlages kann sich, ohne zu ver„hungern, von seiner Häringstonne nicht „trennen. Es ist das lustigste Abenteuer „meines Lebens, daß ich von Ihnen für „einen Hexenmeister gehalten und mit Fol„ter und Scheiterhaufen bedroht ward. Sie „würden sich Ihrer Einfalt schämen, wenn „ich Ihnen meine natürlichen, fast kindi„schen Zaubereien erklärte; ich enthalte mich

„aber besser, um einige Personen, die ich „als Gehülfen brauchte, Ihrer Rache nicht „bloszustellen."

(Da diese Gefahr vorbei ist, so wollen wir die unbedeutenden Geheimnisse dem Leser entdecken. Des Burgemeisters Perücke hatte der bestochene Haarkräusler mit Jungfernhonig bestrichen und mit Zuckerstaub gepudert. Die Fliegen, die im verschlossenen und versiegelten Hause schwärmten, wurden von Gassenbuben eingefangen, und Kunegunde liess sich durch die Ueberredungskunst der Liebe bewegen, die damit gefüllten Flaschen heimlich in Empfang zu nehmen und im Hause zu öffnen. Der Gespensterlärm in der Frohnfeste war endlich weiter nichts als eine Erdichtung des Kerkermeisters, der den Gefangenen, gegen ein Lösegeld von zehn Ducaten, in Freiheit gesetzt hatte.)

„Ich bitte Sie übrigens" — fuhr Dietrich „in seinem Briefe fort — wegen jener Possenstreiche nicht um Verzeihung. Sie

„reizten mich selbst dazu, indem Sie sich
„anmaßten, mir eine freie, unverbietliche
„Handlung verbieten zu wollen. Nehmen
„Sie eine Lehre von mir an! Es ist zwi-
„schen Himmel und Erde nichts abgeschmack-
„ter als Hoffart und Uebermuth, und das
„lächerlichste Wesen unter der Sonne ist ein
„kleiner, machtloser und dennoch aufgebla-
„sener Herrscherling.“ —

Mit diesen goldenen Worten, die sich jeder übermüthige Mensch hinter's Ohr schreiben mag, endigte sich der Brief und unsere Geschichte.

Langbein.

Der Sämann.

Nach Schiller.

Wenn der Fleiß in heil'ger Morgenröthe,
Eh' der Sonne Strahlen sie beleben,
In der Erde Wunden Keime säte,
Die sich einst zum Saatgefild erheben:
Zweifelt Keiner, der des Weges wandelt
Und sich Ceres hohem Dienst geweihet,
Daß der Pflüger klug und weise handelt,
Der sein Korn in ihren Busen streuet.

Doch der Zukunft hohen Wolkenfernen
Und des Glaubens nie getäuschtem Hoffen
(Dessen Zweige zu des Aethers Sternen
Lodern, wo das Thor der Wunder offen)
Willst du nicht die gute That vertrauen?
Wo du nimmer sätest, willst du mähen?
Einen Tempel möchtest du erbauen,
Aber nicht der Arbeit Preis bestehen?

Fromme Kunst beflügelt hoher Glaube
Und des Edlen Fall erweckt den Rächer;
Doch Verrath wird bitterm Weh zum Raube
Und erfüllt sich selbst den Reuebecher. —
Wer der Zeit kein Unterpfand gegeben,
Wird von Ewigkeiten nichts erhalten;
Der versenkte Keim erwacht zum Leben,
Doch dem Traum entstehn nur Truggestalten.

Fr. Krug v. Nidda.

Gnome.

Bergan hat seinen Lauf
Das Wasser nie genommen;
Doch steigen himmelauf
Die Thränen aller Frommen.

Haug.

Räthsel.

Ich bin für dich, du bist für mich
Aus gleichem Stoff geboren;
Doch öffnet dir mein Innres sich,
So geht mein Zweck verloren.

Vermeßner Gier kann ich allein,
Von dir geschieden, wehren;
Doch wer durch mich will friedlich ein,
Kann nimmer dich entbehren.

Am meisten taugen wir nur dann,
Wenn wir nicht stets uns sehen,
Auch hierin ähnlich Weib und Mann,
In manchen andern Ehen.

Oft will zu falscher Buhler Gunst
Die Bosheit mich verführen,
Und muß für solche freie Kunst
Den lichten Galgen zieren.

Figürlich hat der Leser mich
In jeden Räthsels Fragen;
Denn will er's lösen, muß er dich
In seinem Kopfe tragen.

F. Kind.

Veits Lüsternheit.

Arm, doch ein Gastronom ist Veit.
Für schwarzes Wildpret nähm' er heut
Den Glauben Mahoms an.
Hin gäb' er die Unsterblichkeit
Um einen Auerhahn.

Haug.

Fragmente über den Adel.

Von Garve.

Es scheint zwar einem Menschen von edler Denkungsart schön, sich von seines Gleichen beherrschen zu lassen; und die Verfassung freier Republiken hat in den Augen desselben mehr einnehmendes, als daß der Gehorsam der Privatpersonen gegen die erwählten Obrigkeiten eine freiwillige Unterwerfung unter die Gesetze ist, ohne durch eine angeborne Ungleichheit der Rechte erzwungen zu seyn, oder dieselbe nach sich zu ziehen. Allein es ist auch gewiß, daß bei den Menschen, so wie die meisten sind, die Regierung derselben viel ruhiger, und der Gehorsam derselben viel gewisser ist, wenn zwischen ihnen und ihrem Oberherrn ein größerer

Abstand vorhanden ist. Dieser Abstand, welcher dem Niedrigen, wenn er von besserm Stoffe ist, nur Haß und Widerwillen einflößt, bringt bei dem gemeinen Menschen nur größere Verehrung hervor. So wird der Bauer einem adlichen Guthsbesitzer, den er nicht für seines Gleichen hält, williger Folge leisten und sich mehr von ihm gefallen lassen, als von einem bürgerlichen Grundherrn.

Die neuern Monarchien sind auch deswegen ruhiger, als die alten, weil unsere Könige mit ihren Unterthanen weniger gemein haben, als die Monarchen alter Zeit. Augustus und alle nachfolgende römische Kaiser verheiratheten sich mit den Töchtern anderer Römer, gaben ihre Töchter diesen zur Ehe, und gingen im Privatleben mit ihnen auf einen gleichen Fuß um. Daraus entstand aber oft die Nothwendigkeit, ihre Autorität, die durch die Sitten nicht genugsam befestiget war, durch die äusserste Strenge und oft durch Grausamkeit zu be-

häupten, so wie auf der andern Seite der Thron nicht so über alles erhoben war, daß nicht bei Vielen der Gedanke und die Hofnung entstehen konnte, ihn zu erhalten. Daher waren die Rebellionen häufiger, und mehrere waren von einem glücklichern Erfolge, als in neuern Zeiten.

Die jetzigen Europäischen Monarchen sehen es für eine Beflecknng ihres Bluts und ihrer Würde an, wenn sie in Familien-Verbindungen mit andern als mit souverainen Geschlechtern treten. Sie sind so weit auch über den höchsten ihrer Unterthanen erhöht, daß nicht nur keiner derselben eine Möglichkeit vor sich sieht, bis zu ihrem Rang hinauf zu kommen; sondern auch sich nicht einmal zu irgend einer Verbindung mit ihnen Hofnung machen darf. Seitdem dieses System eingeführt ist, sind die Rebellionen viel seltener, und eben deswegen die Regierungen gelinder geworden.

Der Ursprung des wahren alten Adels ist in der Dunkelheit verborgen; und es ist also unmöglich, das Verdienst der ersten Ahnherren auszumachen. Aber was wir von dem Ursprunge neuer aber großgewordener Familien wissen, überzeugt uns, daß wahres Verdienst weit seltener die Ursache des Adels gewesen sei. Kaufmannshäuser, wenn dieselben zu sehr großen Reichthümern gelangt sind, wenn sie dieselben durch Ankauf liegender Gründe ihren Familien gesichert, besonders wenn sie mit denselben großen Herren in bedenklichen Zeiten beigestanden haben, sind unter den ersten Adel, und selbst unter die Fürsten aufgenommen worden. Dunkle Familien, aus denen einer einmal der Günstling eines schwachen Königs wurde, sind durch die oft durch Ungerechtigkeit erlangte Macht und Reichthum eines ihrer Glieder hervorgezogen, und den besten einer großen Monarchie gleich gesetzt worden. Luines war von geringer Herkunft. Sein Großvater war

der Sohn eines Canonicus aus Marseille, also aus keiner rechtmäßigen Ehe erzeugt. Nachdem er aber durch kindische Künste, und durch Falschheit, der erste Günstling Ludwigs XIII geworden war, so machten sich die vornehmsten Familien Frankreichs eine Ehre daraus, ihm und seinen Brüdern ihre Töchter, und auch die Namen ihrer Familien zu geben. Die Herzoge von Chevreuse, von Chaulnes und von Luxenbourg sind Nachkömmlinge dieser drei Brüder.

Die Römer haben einen großen Schritt gethan, den Rang der Geburt fester zu stellen, indem sie eigene Geschlechts-Namen eingeführt haben, die vom Vater auf den Sohn erbten. Sie sind die erste Nation, bei welcher wir Geschlechts-Namen finden. Die Griechen kannten sie noch nicht. Jeder nannte sich bei seinem eigenen Namen, und setzte nur den Namen seines Vaters hinzu: Sokrates, Sophroniscus

Sohn. Der Römer hat einen eigenen Namen fürs Geschlecht, als Domitian, einen eigenen für jeden Zweig des Geschlechts, als Calvus oder Ahenobarbus, und einen für die Person, als Cajus und s. w. Alles was dazu dient, die verschiedenen Generationen einer Familie genauer zusammen zu knüpfen und sie mehr in eine einzige moralische Person zu vereinigen, das dient auch dazu, den Glanz und das Ansehn der Vorfahren mehr auf die Nachkommen fortzupflanzen. Ein solcher Geschlechts-Name wird ein idealisches Wesen, welches Ehre und Schande haben kann, für welches man Ehrerbietung oder Geringschätzung empfindet.

Alles, was den Unterschied des Standes sinnlicher, in die Augen fallender macht; was geschickt ist, den Vornehmern jeden Augenblick seiner Vorrechte und den Niedrigern des Mangels derselben zu erinnern, das dient auch dazu, den Stolz der einen und die Demüthigung der

andern zu vermehren. Auf diese Weise hat die Einführung der Wappen ohne Zweifel viel beigetragen, die Grenzscheidung zwischen Adlichen und Unadlichen fester zu machen. So klein der Unterschied zwischen einem offnen und geschlossnem Helm ist, und so abgeschmackt oder unbedeutend das ist, was die meisten Wappen ausdrücken: so werden sie doch eine Ursache des Familienstolzes. Sie bezeichnen die Häuser, die Equipagen, die Handschriften, oft das Hausgeräthe des Adlichen. Er wird alle Augenblicke dadurch eingedenk, oder belehrt Andere, daß er ein Mann von Stande ist.

So wie es gut ist, daß nicht alle Güter gemein, oder unter Alle gleich ausgetheilt sind, sondern daß es Reiche und Arme giebt, weil der Fleiß, der Diensteifer und also auch die Geschicklichkeit der letztern mehr dadurch angespornt wird, daß sie den erstern etwas von ihrem großen Eigenthum abverdienen müssen: so ist

es auch für die menschliche Gesellschaft nützlich, daß das Eigenthum der Ehre ungleich ausgetheilt ist, daß einige einen großen Theil davon erblich besitzen, und andere, in der Niedrigkeit gebohren, gezwungen werden, durch größere Verdienste und außerordentliche Thätigkeit etwas von der Ehre sich zu erarbeiten, welche die andern im Besitz sind auszutheilen. Wo alle gleich sind, da ist mehr Ruhe, aber auch weniger Thätigkeit.

Die Menschenliebe, oder die Begierde von seines Gleichen geschätzt zu werden, ist bei den meisten Menschen ein zu schwacher Trieb, um großen Fleiß anzuwenden. Aber die Hofnung und das Verlangen, durch die Freigebigkeit der Vermögenden bereichert, oder durch die Gunst der Großen geehrt zu werden, diese Bewegungsgründe wirken mächtig auf die Menschen von gemeiner Denkungsart, das heißt, auf die mehresten, wecken ihre Talente, und machen sie zur Arbeit geneigt.

Die Plätze der römischen Senatoren im Theater waren von den Plätzen des Volks schon frühzeitig abgesondert. Aber die Ritter und übrigen Plebejer saßen unter einander, bis Otto Roscius, vier Jahre vor dem Consulat des Cicero ein Gesetz zu Stande brachte, daß die vierzehn nächsten Reihen, Sitze nach der Orchestra, wo die Senatoren saßen, ausschließend für die Ritter bestimmt seyn sollten. Unter dem Consulat des Cicero wären daraus beinahe Thätlichkeiten zwischen den Rittern und Plebejern entstanden. Als Roscius im Schauplatz erschien, empfingen ihn die ersten mit einem lauten Händeklatschen, die andern zischten. Jeder Theil wurde durch den Widerspruch des andern aufgebracht; das Geräusch des Beifalls und des Unwillens verdoppelte sich; und schon sah alles nach einem Tumult aus, als Cicero herbeieilte, das Volk in den Tempel der Bellona abrief, und es durch eine Rede nicht nur zu besänftigen, sondern auch zur einstimmigen

Billigung des Roscischen Gesetzes zu bewegen wußte. Ein großer Beweis von der Macht der Ciceronianischen Beredsamkeit, wie Plinius der Aeltere es selbst dafür erkennt. Man muß bedauern, daß diese Rede des Cicero verloren gegangen ist, da man aus ihr besser, als aus irgend einem andern Denkmale des Alterthums, gelernt haben würde, in welchem Verhältnisse diese Classen in Rom gegen einander standen, und welche Gesinnungen sie gegen einander hegten.

Bekanntschaften mit dem Adel kann ein Gelehrter, der einigen Ruf hat, leicht bekommen; Verbindungen, wirklichen Umgang sehr schwer. Die Neugierde und die Eitelkeit macht, daß die Großen einen Mann von einem bekannten Namen bei sich aufnehmen; ihm einmal einen Platz an ihrer Tafel gönnen; aber ihr Stolz, ihre wahrhafte Gleichgültigkeit gegen die Wissenschaften und den Gelehrten, und

die geringe Anzahl der Gegenstände, die sie zum Gespräche mit ihm gemein haben, machen, daß sie ihn nach der ersten oder zweiten Mahlzeit auf immer oder auf sehr lange Zeit verabschieden. Was entsteht daraus? Daß sie den Gelehrten, der Gelehrte sie nicht recht kennen lernt; daß ihr Umgang beiden Theilen Zwang und Langeweile bringt, ohne Nutzen, weil diesen zu erreichen, die Fortsetzung desselben nöthig gewesen wäre.

Wenn man sagt, die Ansprüche und Vorzüge des Adels gründen sich auf die Verdienste der Vorfahren, man ehre in den Kindern die Tugenden ihrer Ahnherren, und diese Ehre sey nützlich, als Aufmunterung, dem guten Beispiele nachzuahmen: so sagt man etwas, das nur für gültig angenommen werden kann, wenn man es nicht entwickelt, noch mit den Thatsachen vergleicht. Was heißen Verdienste? Heißen es Handlungen, die dem menschlichen Ge-

schlecht sehr nützlich sind, und die nicht ohne große Geistesfähigkeiten und einem hohen Grad menschlicher Tugend möglich gewesen. Alsdann ist jener Ausspruch falsch, erstlich, weil die ältesten Familien und die man am meisten vorzieht, von solchen Verdiensten ihrer Vorfahren gar nichts wissen, ja selbst darauf stolz sind, daß der Ursprung der Größe ihres Hauses durch das Alterthum desselben unbekannt ist: dann, weil diejenigen großen Häuser, die ihren Ursprung anzugeben wissen, dergleichen die Medicees, die Farnesier, die Fuggen waren, ihn niemals in den achtungswürdigen Eigenschaften des Geistes oder Herzens eines ihrer Vorfahren finden, sondern in dem Glück, in dem Reichthum derselben, in der Gunst, die er oft auf eine unrechtmäßige, oft auf eine schändliche Weise bei einem Mächtigen oder einem Monarchen der Zeit zu erhalten gesucht; endlich in Kriegsthaten, von welchen doch allgemein eingestanden wird, daß, wenn sie nicht

umständlicher bekannt sind, sie von den persönlichen Eigenschaften des Mannes, der sie vollbrachte, ein sehr zweideutiges Zeugniß ablegen.

Was kann weniger Ehre bringend seyn, als die Art, wie die Farnese zu ihrer Größe gelangten? Die Schwester eines derselben war die Beischläferin des schändlichsten und lasterhaftesten Menschen, der je auf Erden gelebt hat, des Pabstes Alexanders VI. Der Credit dieser Buhlerin verschaffte ihrem Bruder die Cardinals-Würde. Die Aufführung des Bruders war nicht weniger ausschweifend, als die der Schwester. Der Sohn, den er zeugte, hatte nicht einmal den Vorzug einer ehelichen Geburt. Aber der Vater wurde Pabst; er war listig und intrigant; die Umstände der Zeit waren seinem Nepotismus günstig; kurz, er verschaffte seinem Sohne, einem anerkannt schlechten, lasterhaften und grausamen Menschen, zwei italienische Fürstenthümer. Und obgleich dieser, der durch seine Aufführung seine neuen Unter-

thanen äußerst gegen sich aufbrachte, einer nicht unverdienten Rache erlag, so blieben doch die Besitzungen in den Händen seiner Kinder. Carl V. machte sich schon kein Bedenken daraus, dem Sohne desselben seine natürliche Tochter zu geben. Das einzige Verdienst, was in diesem Hause geglänzt hat, war das des Enkels der Ermordeten, des Herzogs Alexanders; und doch war dieß nichts als das Verdienst eines guten Generals. — Demohnerachtet, als wieder der Enkel dieses Alexanders 1637 mit dem Herzog Bernhard von Weimar zugleich nach Paris kam, wurde jener mit Ehrenbezeugungen aufgenommen, die diesem versagt wurden.

Worauf gründet sich dieser Vorzug? Auf das eigene Verdienst des Herzogs von Parma gewiß nicht; denn er war noch ein junger Prinz von vier und zwanzig Jahren, der wenig sich gezeigt hatte und höchstens ehrgeizig war: der Herzog Bernhard aber hatte wenigstens seinen Muth, seine Standhaftigkeit, seine kriegeri-

schen Talents erprobt, und hatte Frankreich Dienste erwiesen. Auf das Verdienst der Vorfahren? Die ältern Vorfahren des Herzogs von Parma, der Stifter seines Geschlechts, konnten nur Verachtung und Abscheu erregen; und der als Held berühmte Großvater sollte den Enkel wenigstens in Frankreich nicht empfehlen, wo jener die Gegner des regierenden Hauses, und augenscheinlich die unrechtmäßige Partei unterstützt hatte. Also was war die Regel, wonach sich der französische Hof richtete? Er gab sie selbst dem Herzog Bernhard an, als dieser sich über die Auszeichnung beschwerte, die jenem wiederfuhr. Das Haus Farnese war im Besitz ansehnlicher Fürstenthümer. Der Herzog Bernhard suchte erst eines zu gewinnen. Mit einem Wort, die Macht, der gegenwärtige Glanz, der Reichthum, und nicht das Verdienst, gab dem Farnese den Vorzug.

Will man aber das Wort Verdienst in einem so uneigentlichen Sinne nehmen, und alles

darunter verstehn, was einen Menschen unter andern, ehedem seines Gleichen, hervorzieht: so muß freilich der, welcher seine bisher im Dunkeln lebende Familie verherrlichen will, etwas außerordentliches und auszeichnendes, es sei in seiner Person, es sei in seinen Schicksalen, haben; er muß sich durch etwas unterscheiden, wodurch er die Aufmerksamkeit der Welt auf sich ziehe und die Hindernisse überwinde, die jeder einem Emporkömmling in den Weg legt. Aber ist dieses Auszeichnende immer Tugend? Sind es Eigenschaften, auf welche der vernünftige und rechtschaffene Mann stolz zu seyn Ursache hat, wenn er sie bei seinen Ahnherren findet?

Adel ist ein Vorzug der Macht und des Einflusses, den gewisse Familien vor andern erhalten, mag der Ursprung dieses Vorzugs seyn, welcher er wolle; genug, wenn der Vorzug reell und dauerhaft ist: so ist der Adel gültig.

Nos poma natamus! *)

„Wir Aepfel schwimmen!“ sagten die Roßäpfel, als sie in Gesellschaft wirklicher Aepfel, von einer reißenden Fluth ergriffen, auf dem Strome daher schwammen, und einige Birnen, welche diese Reise mitmachten, neben ihnen versanken. Aber die ruhmredigen Schwätzer wurden bald zum Schweigen gebracht. Das Wasser löste sie auf, und verwandelte sie in ein Nichts. —

Diese Fabel erzählte Geiler von Kaisersberg schon im Jahre 1504 seinen Zuhörern von der Kanzel; sie läßt sich aber noch im Jahre 1811 auf manchen dummdreisten Dünkling anwenden.

Wenn, zum Beispiel, ein junger Kriegsheld — oder der wenigstens ein Held seyn sollte — mit einer thurmhohen Hutfeder und einem goldnen Schulterbande daher strotzt, und dem bescheidenen Bürger, der dieser Zierden entbehrt, mit Verachtung begegnet; —

*) Eine bekannte und vor Zeiten sehr gangbare sprichwörtliche Redensart.

wenn ein seichter Dichterling sich öf
über Klopstock und Schiller erhebt, und
Stille kaum dem Vater Homer den Rang
sich einräumt; —

wenn ein hämischer Krittler über ac
Schriftsteller kurz und grob abspricht, we
nicht zu der Schule seines Meisters gehören

wenn ein geldstolzer Glückspilz auf die g
ärmere Welt mit Hohn und Verachtung hi
schaut; —

wenn ein aufgeblasener Geschäftsmann se
Wesen mit großem Geräusch treibt, ein Ueb
maaß von Verehrung fordert, und alle,
unter ihm stehen, das Gewicht seines Rang
empfinden läßt; —

kurz, wenn ein thörichter Einbildling, e
sei von welcher Gattung er wolle, sich zu bre
und zu wichtig macht: so denke man, ohne si
über ihn zu ärgern, an jene Roßäpfel, un
sage lächelnd: „Nos poma natamus!"

Langbein.

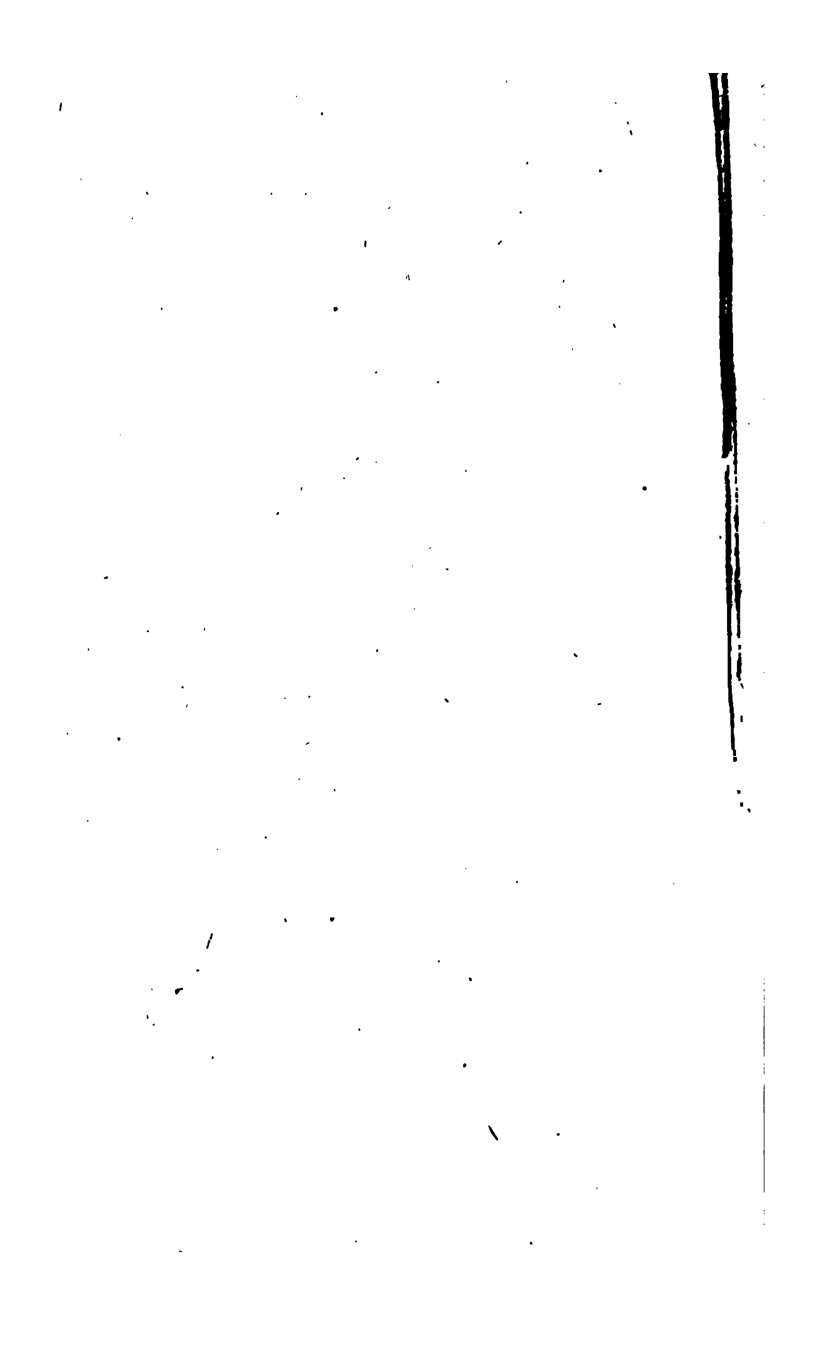
g sich öffent
ot, und in
n Rang m

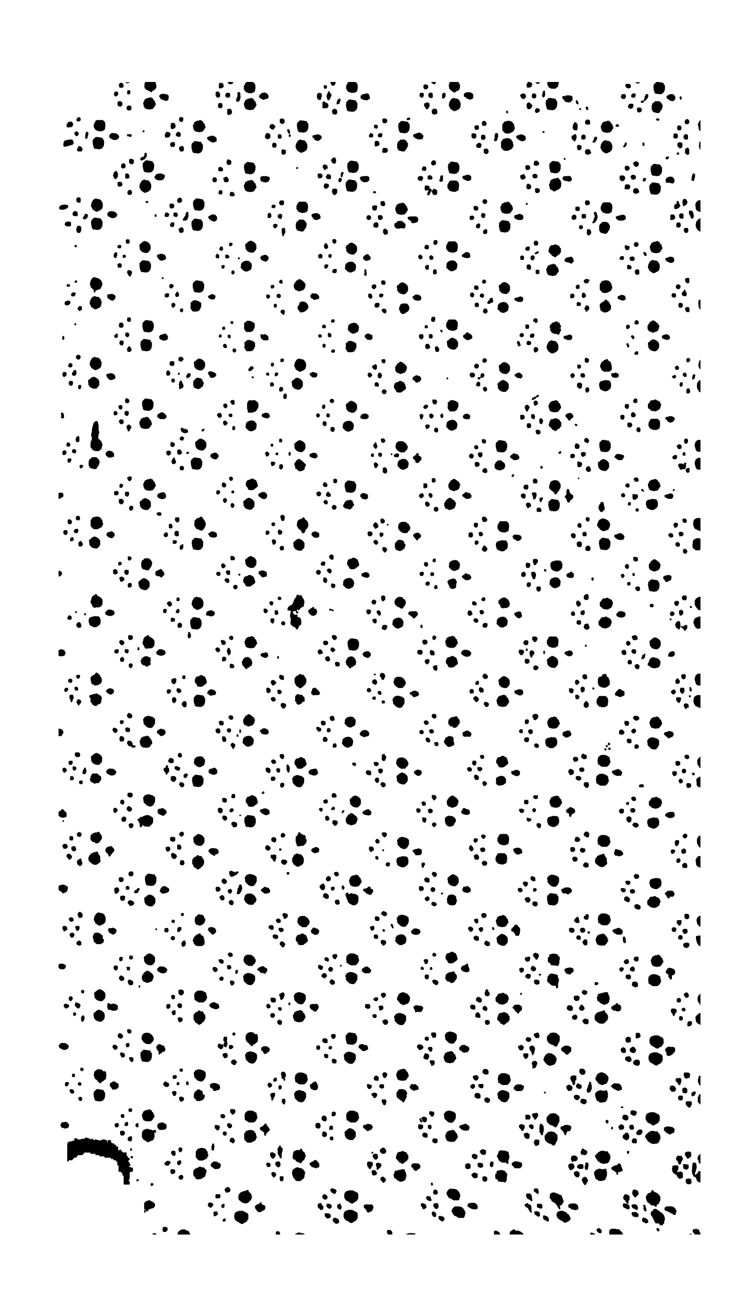
über ach
richt, wo
s gehören
auf die
htung

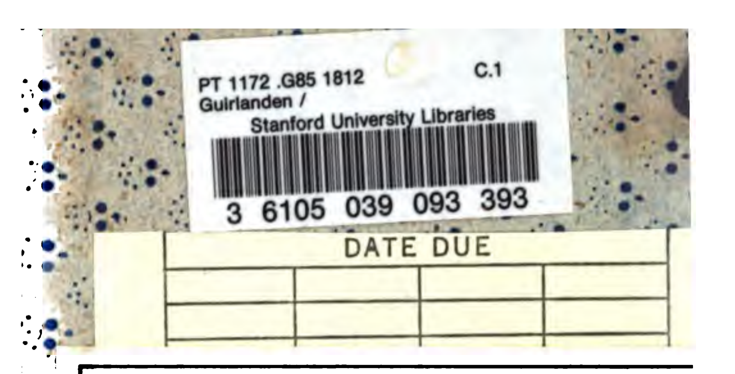
tsman
ein U
d alle,
nes R

dling,
h zu
ohne
el,

in.






PT 1172 .G85 1812
C.1
Guirlanden /
Stanford University Libraries
3 6105 039 093 393
DATE DUE

